

VILLINGEN IM WANDEL DER ZEIT

Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang XXV / 2002



Jahresheft XXV

Beiträge des Jahres 2001
zur Kultur, Geschichte und Gegenwart

Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.

Vorstand:

Günter Rath, 1. Vorsitzender
Dr. Helmut Kury, 2. Vorsitzender
Georg Schuhbauer, Kassenverwalter
Claudia Wildi, Schriftführerin

Beirat:

Claudia Berger
Werner Echle
Elmar Feiß
Karl-Heinz Fischer
Elmar Fuhrer
Gerhard Hirt
Kurt Müller
Hermann Preiser
Adolf Schleicher
Herbert Stoffel
Michael Tocha
Hubert Waldkircher
Karl-Heinz Weißer
Josef Zieglwalner

Geschäftsstelle:

Geschichts- und Heimatverein e.V.
Schillerstraße 7
78048 VS-Villingen
Telefon (0 77 21) 5 27 12

Bankverbindungen:

Sparkasse Villingen-Schwenningen
(BLZ 694 500 65) Konto-Nr. 5464
Volksbank eG Villingen
(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 1315 04
Heftpreis: DM 25,-/€ 13,- ;
zu beziehen über den örtlichen Buchhandel.
(1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag
enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e.V., 2001

Redaktion:

Hermann Colli, Gerhard Hirt, Günter Rath,

Verantwortlich für Text und Abbildungen:

Die Verfasser
Autorenverzeichnis auf Seite 111

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.
Sie wurden in der von den Autoren überlassenen
Fassung unverändert übernommen.
Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist
unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind
beim Vorstand einzuholen.

Titelbild:

Ein Blickfang im historischen Villingen ist der
mit Wappen geschmückte Erker am früheren
Amtshof des Klosters St. Blasien in der Josefgasse.
Heute ist in dem Gebäude, das die Stadt 1904
erwarb, das Amt für öffentliche Ordnung unter-
gebracht. Albert Säger (1866-1924) malte im
Jahre 1917 das Bild mit den Münstertürmen im
Hintergrund. Er erinnert damit – wie er in
der Signatur dokumentiert – auch an das alte
Villinger Finanzamt, welches einst in dem ehr-
würdigen Gemäuer residierte.

Bildnachweis:

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten im Heft)

Archiv Eichholtz: 19-23

Archiv Kriesche: 99-106

Archiv Steinhart: 81, 82

Wolfgang Bräun: 24 (Repro)

Hermann Colli: 11, 12, 13, 31-33 (Repros),
34, 35, 36, 40-44, 45-50, 48 (Repros), 109, 110

Konrad Flöß: 62-67

Franziskanermuseum: 80

Gerhard Graf: 84-88, 95, 96

Gerhard Hirt: 11, 12, 13

Jochen Hahne: 69, 70

Werner Huger: 51-57

Foto Mück: 36

Joachim Müller: 58-61

Thomas Herzog-Singer: 72-75

Sparkasse Villingen-Schwenningen: 15-18

(6 Foto Singer, 1 Foto Maier)

Klaus Walz: 37, 38

Titelfoto: Matthias Holstein

Wir danken für die freundliche Abdruckerlaubnis.

Layout / Grafische Gestaltung:

Hermann Colli, Gerhard Hirt, Anton Mütz, Günter Rath

Repros, Satz und Druck:

W. Leute, Buchdruck – Offsetdruck, VS-Villingen

Vorwort des 1. Vorsitzenden	8	<i>Joachim Müller</i> Der Villingener Bahnhof – Gedanken zur Neugestaltung	58
<i>Gerhard Hirt</i> Erinnern Sie sich noch? Villingen im Wandel der Zeit	11	<i>Konrad Flöß</i> Haus Gerberstraße 5 – ein altes Haus erstrahlt in neuem Glanz . . .	62
<i>Dr. Anita Auer</i> Gullerfiguren: Villingener Tonfiguren der Familie Ummenhofer	14	<i>Gerhard Hauser</i> Einzigartiger Silbermann	69
<i>Barbara Eichholtz</i> Der Weihnachtsteppich im Franziskaner- museum	19	<i>Thomas Herzog-Singer</i> Johann Andreas Silbermann und die Orgel der Benediktiner	72
<i>Wolfgang Bräun</i> Hermann Preiser und die Kaufmännischen Schulen in Villingen	24	<i>Andreas Wende</i> Doktor Georgius Pictorius – Villingener Wasser stärkt müde Glieder	76
<i>Isabel Schaeffer</i> 100 Jahre Kaufmännische Schulen Villingen	26	Erinnerungen an die Schulzeit geweckt	81
<i>Hermann Colli</i> Hans Stern – Schmiedemeister mit vielen Begabungen	31	<i>Gerhard Graf</i> Eisenbahnromantik einmal anders	84
<i>Klaus Walz</i> Ein Kunstschmied und Hobbymaler blickt zurück	35	<i>Gerhard Graf</i> Roter Adler – Schwarzer Adler und Wappen	92
<i>Wolfgang Bräun / Hermann Colli</i> Hermann Alexander Neugart und Tochter Elisabeth in Prosa und Lyrik	39	<i>Werner Huger</i> Buchbesprechung Waldpassagen	97
<i>Hermann Colli</i> Aus der Mitte heraus zum Leben – Willi Dorn, ein vielseitiger Künstler	45	<i>Dr. Marianne Kriesche</i> Tula, unsere Partnerstadt in Russland	98
<i>Werner Huger</i> Die Villingener Kutmühle.	51	Aus der Vereinsgeschichte	107
		<i>Claudia Wildi</i> Jahresrückblick	109
		Autorenverzeichnis	111

Grußwort

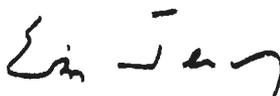
Viele von uns verbinden mit dem Begriff „Heimat“ mehr als nur den Ort, wo man geboren worden ist und zusammen mit den Eltern, Geschwistern und Freunden aufwuchs. Die emotionale Bindung zur eigenen Heimat wurzelt in Erinnerungen an Jahre voller Wärme und Geborgenheit. Eduard Spranger fand dafür einmal die passenden Worte, als er schrieb: „Heimatspflege ist so etwas wie die späte Rückgabe einer frühen Liebe“.

Ich begrüße es sehr, dass sich der Geschichts- und Heimatverein Villingen seit vielen Jahren mit Freude und Ausdauer für die Geschichte unserer Stadt und der Region engagiert. Hier drückt sich in besonderem Maße die Verbundenheit zu unserer Heimat aus. Eine Vielzahl von Aktivitäten, von Vorträgen und Exkursionen bis zum Denkmalschutz, stehen auf dem Jahresprogramm.

Zur aktuellen Ausgabe Ihres Jahreshaftes beglückwünsche ich den Verantwortlichen des Geschichts- und Heimatvereins Villingen sowie alle Mitwirkenden, die mit ihrem Beitrag zu dieser interessanten und informativen Lektüre beigetragen haben. Ohne ihren Einsatz würden historische Zeugnisse und Erinnerungen, ein Stück unseres kulturellen Erbes, verloren gehen.

Dem Villingener Geschichts- und Heimatverein ist es gelungen, die Rückbesinnung auf die gemeinsamen Wurzeln zu stärken und so Gemeinsames und Verbindendes für die Zukunft zu stiften.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich interessante neue Einblicke in die Heimatgeschichte. Lassen Sie sich von unserer gemeinsamen Geschichte begeistern und anstecken.



Erwin Teufel
Ministerpräsident des Landes
Baden-Württemberg

In vielen Gesprächen stelle ich immer wieder die Verbundenheit der Bürgerinnen und Bürger mit unserer schönen Stadt fest. Sie begnügen sich nicht damit, einfach nur hier zu wohnen. Nein, sie wollen genau wissen, was es mit der Gegend, in der sie geboren und aufgewachsen sind, oder hier auch erst später ihren Lebensmittelpunkt gewählt haben, im Einzelnen auf sich hat.

Einen bemerkenswerten Beitrag zur Befriedigung dieses Informationsbedürfnisses leistet alljährlich auch das Jahreshft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen. In sehr lebhaften und anschaulichen Text- und Bildbeiträgen wird eine Vielzahl von unterschiedlichsten Themen dargestellt und den Leserinnen und Lesern nahe gebracht.

Hierdurch gelingt es dem Geschichts- und Heimatverein Villingen immer wieder, die historischen Wurzeln und die Entwicklung des Stadtbezirks Villingen für die Bevölkerung transparent und erfahrbar zu machen.

Insofern ist auch in der vorliegenden Ausgabe des Jahreshftes wieder für jeden etwas dabei: Beispielsweise wird mit einer Abhandlung über Villingen im Wandel der Zeit (Gerhard Hirt) oder Gedanken zur Neugestaltung des Villinger Bahnhofs (Joachim Müller), neben zahlreichen anderen Beiträgen über Einzelpersonen und -projekte, ein sehr interessanter Bogen von der Vergangenheit bis in die heutige Zeit geschlagen.

Es ist daher sicherlich nicht übertrieben, wenn man feststellt, dass die Verantwortlichen des Geschichts- und Heimatvereins, zusammen mit den Verfassern der sehr informativen Beiträge, die sich selbst gestellte Aufgabe wieder einmal ausgezeichnet gelöst haben.

Ich danke daher allen, die an der Erstellung dieses Jahreshftes mitgewirkt haben und wünsche denjenigen, die das Jahreshft zur Hand nehmen, viel Vergnügen beim Lesen.



Dr. Manfred Matusza
Oberbürgermeister

Vorwort

Brauchtum und Traditionspflege sind wesentliche Voraussetzungen dafür, die Identifikation der Menschen mit ihrer regionalen Heimat und auch mit unserem Land zu stärken. Ich freue mich, Ihnen auch in diesem Jahr die aktuelle Ausgabe, Heft XXV des Geschichts- und Heimatvereins „**Villingen im Wandel der Zeit**“ mit dem Ziel übergeben zu können, dass mit seinen Beiträgen das Verständnis für die Stadt, die Region und damit unsere schöne Heimat vertieft wird.

Zusammen mit den über das ganze Jahr verteilten Veranstaltungen, Vorträgen und Exkursionen möchten wir die lokale und überregionale Geschichte und Kultur Alt und Jung näher bringen und gleichzeitig auch über den eigenen Tellerand hinaus schauen. Von den Bildern einer Stadt, wie sie früher einmal ausgesehen hat und den Menschen, die hier gelebt haben bis zur Neugestaltung vieler Gebäude in heutiger Zeit reicht die Palette der facettenreichen Beiträge in diesem Heft. Hier soll Geschichte geboten werden, die für jeden interessant ist.

Ich danke den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge, die sie uns zur Verfügung gestellt haben. Sie zeugen von Menschen, die hier verwurzelt sind, die sich bei uns wohl und daheim fühlen, ihre Stadt lieben und ihr umfangreiches Wissen zur Verfügung stellen, gleichzeitig aber auch ihre Zukunft mit gestalten (wollen) und sich dafür persönlich einbringen.

Aus dem Nachlass des Villingener Kunstmalers Albert Säger stammen die Bilder, die **Gerhard Hirt** für uns auswählte und die den Wandel in der Stadt dokumentieren. **Dr. Anita Auer** erinnert an die Ausstellung von Gullerfiguren, die im Jahr 2000 in der Sparkasse Villingen-Schwenningen

gezeigt wurde. Aus der Feder von **Barbara Eichholtz** wird uns der Weihnachtsteppich aus dem Franziskanermuseum näher gebracht. In der inzwischen einhundertjährigen Geschichte der Kaufmännischen Schulen in der Herdstraße forschte **Isabel Schaeffer** und **Wolfgang Bräun** fand heraus, dass unser Ehrenmitglied Hermann Preiser die Anfänge der beruflichen Bildung an dieser Schule miterlebte. **Hermann Colli** hat mit Hans Stern in der Geschichte des Schmiedehandwerks in Villingen geblättert. Mit Hermann Alexander Neugart, dem Autor des Ratzennestes, befasste sich **Wolfgang Bräun**. **Hermann Colli** ergänzt die Familiengeschichte durch einen Beitrag über die Tochter des verstorbenen Lokalhistorikers, Elisabeth Neugart. Mit Willi Dorn hat er darüber hinaus einen vielseitigen, zu Unrecht bei Vielen in Vergessenheit geratenen Künstler aufgespürt. Die **Redaktion** des Jahresheftes hat heraus gefunden, dass der Geschichts- und Heimatverein schon älter ist als bisher angenommen werden konnte. Der Kunstschmied und Hobbymaler **Klaus Walz** erzählt aus seinem Leben und erlaubt uns einen Blick auf sein künstlerisches Schaffen. **Gerhard Graf** schildert seine Erinnerungen an den Bau der Schwarzwaldbahn und hat sich Gedanken zu Wappen und Stadtfahne gemacht. **Werner Huger** wandelte auf den Spuren der Kutmühle in Villingen und **Thomas Herzog-Singer** und **Gerhard Hauser** widmen sich der Silbermann-Orgel in der Benediktinerkirche. **Andreas Wende** zeichnet die frühe Entwicklung des Villingener Kurwesens auf und rückt die Bedeutung von Doktor Georgius Pictorius in den Mittelpunkt. **Konrad Flöß** und **Joachim Müller** widmen sich in ihren Beiträgen der Sanierung des Hauses Gerberstraße 5 und der Neugestaltung des Villingener Bahnhofsvorplatzes in unserer Stadt. **Dr. Marianne Kriesche** berichtet über unsere Partnerstadt Tula. Einen Einblick in eine interessante

Ausstellung zur Schiefertafel vermittelt uns ein Rückblick auf die Ausstellung im Heimatmuseum Überauchen, die Wilfried Steinhart gestaltete.

Abgerundet werden die Berichte in diesem Heft durch eine Buchbesprechung **Werner Hugers** zu Werner Hokenjos' „Waldpassagen“.

25 Ausgaben des Jahresheftes des Geschichts- und Heimatvereins Villingen zeigen nachdrücklich, dass sich der Verwaltungsdirektor der damals noch selbstständigen Stadt Villingen, Theodor Arnold, geirrt hat, als er 1962 schrieb, *„... dass eine Stadt von der Größe Villingens wohl eine zu schmale Basis für einen Verein mit periodischen Veröffentlichungen abgibt. Je kleiner die Gemeinschaften sind, umso schwieriger ist die Aufgabe. Periodische Beiträge erschöpfen sich schon nach wenigen Jahren aus Mangel an guten Beiträgen, die den Druck lohnen. ... Der Heimatverein Villingen wird gebeten, in Kenntnis dieser Dinge von der Herausgabe eines Jahrbuchs von Villingen vorläufig abzusehen.“* Acht Jahre später hat der Verein die Herausgabe für das Heft mit dem heutigen Titel „Villingen im Wandel der Zeit“ selbst in die Hand genommen.

Aus der römischen I wurde inzwischen die XXV. Das ist auch ein Jubiläum. Die stetige Erhöhung der Druckauflage auf nunmehr 1200 ist die unmittelbare Folge der gestiegenen Mitgliederzahl auf über 650 und die erhöhte Nachfrage der interessierten Öffentlichkeit nach dieser Schrift, die inzwischen in vielen Bücherschränken einen festen Platz hat. Erhebliche Anstrengungen zur Eigenfinanzierung sind nötig, um auch ein optisch gefälliges Druckwerk zu schaffen, das weiterhin Bestandteil von Schul- und Archivbibliotheken ist.

Unser Dank gilt unseren Mitgliedern, die über den Jahresbeitrag den Druck ebenso mitfinanzieren, wie unsere privaten Gönner und Freunde. Wir danken namentlich dem Regierungspräsidium Freiburg, der Stadt Villingen-Schwenningen und der Sparkasse Villingen-Schwenningen, der Druckerei Leute sowie der Firma Wiebelt.

Mit dem Stolz auf diese 25 Jahre kontinuierlicher Arbeit verbindet sich unser Dank für über 600 Beiträge mit rund 1600 Abbildungen auf mehr als 1600 Seiten, für engagierte Mitarbeit unserer ehrenamtlich tätigen Redaktionsmitglieder **Hermann Colli** und **Gerhard Hirt**.

Ich wünsche Ihnen Freude, Unterhaltung und viele gute Anregungen bei der Lektüre.



Erinnern Sie sich noch?

Villingen im Wandel der Zeit

Gerhard Hirt

Ein Spaziergang in die Vergangenheit, mit Motiven, die der einheimische Kunstmaler Albert Säger (1866-1924) mit seinen Bildern der Nachwelt hinterlassen hat: Mit seinen historischen Fassadenmaleien und Gebäudeausstattungen, die meist „Geschichten“ erzählten, hat er um 1900 wesentlich zum neuen Erscheinungsbild Villingens beigetragen, so Ulla Merle im Ausstellungskatalog 1998 „Beruf Künstler“. Manches ist nicht mehr so wie früher, anderes blieb erhalten. Geblieben ist – jedenfalls in der Erinnerung – überwiegend das Bild von unserer „liebwerthen Stadt“.



Kaiserring mit Glockengießerei Grüninger (heute Seniorenresidenz), Turm der Johanneskirche, gemalt 1917.



Loretokapelle um 1919.



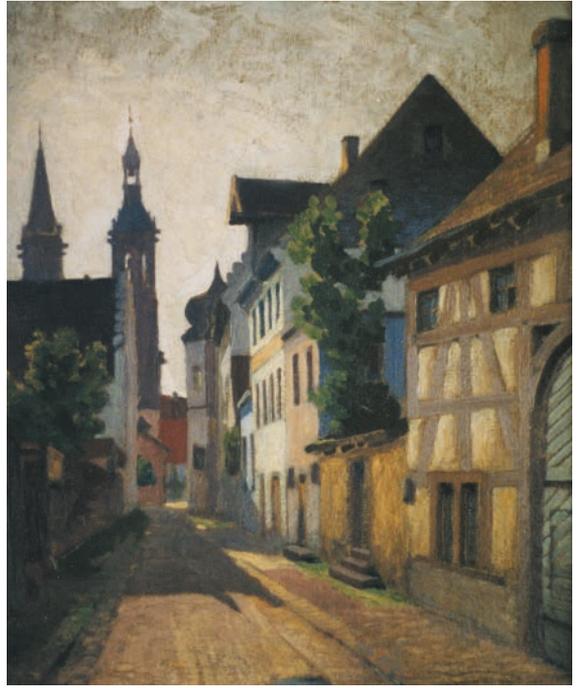
St. Vituskapelle, am 27.12.1944 durch Bomben zerstört. Dahinter das Gutleuthaus (an der Bertholdstraße), das wenig später – am 30.2.1945 – ebenfalls einem Luftangriff zum Opfer fiel.



Das Pförtnerhaus zum früheren Heilig-Geist-Spital in der Rietgasse, das vor einigen Jahren leider abgebrochen wurde.



Kaisersturm um 1917; damals fand man noch in den Anlagen (wie auf dem Bild ersichtlich) das „stille Örtchen für menschliche Bedürfnisse.“



Blick zum Münster durch die Rathausgasse, rechts vorne das frühere Ökonomiegebäude des Malers dieser Bilder, Albert Säger, daneben der Hofeingang zur früheren Metzgerei Münzer.



Blick in die Schulgasse, noch ohne das Gemeindezentrum Münster.

„Gullerfiguren“ Villinger Tonfiguren der Familie Ummenhofer

Dr. Anita Auer

Gullerfiguren stellen ein Villinger Spezifikum dar. Der Lenzkircher Uhrenfabrikant Oskar Spiegelhalter (1864-1925) sammelte beispielsweise bemalte Tonfiguren aus Villingen in seiner Schwarzwaldsammlung und somit als Zeugnis des Brauchtums dieser Region¹. Eine ähnliche Intention verfolgte der Kunststafner Carl Kornhas (1857-1931), der Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe war. Er besaß eine große Sammlung von Villinger Krippenfiguren, von denen er 296 an die Städtischen Sammlungen verkaufte².

Vergleichbare Tonfiguren findet man in derselben Zeit in Ulm („Rommelfiguren“) und Zizenhausen bei Stockach. Die kleinen Tonfigürchen, die das Leben im reichsstädtischen Ulm festhielten, wurden jedoch von professionellen Hafnern gefertigt, während die Zizenhausener Figuren zwar ebenfalls wie in Villingen von Laienkünstlern hergestellt wurden, aber nicht als Vollplastiken, sondern vorwiegend als Reliefs. Sie wurden anfangs massenweise für Jahrmärkte und Wallfahrtsorte produziert, was sich in der Vielfalt ihrer Themen widerspiegelt.

Wer sich mit diesen „Gullerfiguren“ historisch auseinandersetzt, wird schnell mit der Tatsache konfrontiert, dass der vom Volksmund geprägte Ausdruck so nicht zutrifft. Denn neben dem als „Guller“ bezeichneten Dominikus Ummenhofer (1805-1876), fertigten noch andere Mitglieder der Familie Ummenhofer Tonfiguren, die alle als „Gullerfiguren“ bezeichnet werden. Sie unterscheiden sich in Größe und Stil, geben in ihrer „Handschrift“ die verschiedenen Hersteller zu erkennen.

Warum beschäftigten sich angesehene Villinger Bürger mit dieser Kleinkunst, die nachgewiesenermaßen wenig Verdienst einbrachte? Möglicherweise war das Modellieren in Ton eine Winterbeschäftigung. Ton war zudem ein preisgünstiges Material. Man arbeitete für den Eigenbedarf. Nahm man

Aufträge entgegen, dann nur für aus dem engsten Umkreis, von Bekannten und Verwandten. Die Wiedergabe der Umwelt im Kleinen stellte eine reizvolle Aufgabe dar, wobei Genreszenen, also Darstellungen des Alltags, vorwiegend in den Zusammenhang biblischer Geschichten eingebunden wurden. Was liegt näher im Winter als Figuren für Weihnachtskrippen herzustellen und damit eine Hauskrippe auch für die bürgerliche Mittelschicht erschwinglich zu machen?

Franz Xaver Ummenhofer (1774-1843) war wohl derjenige, der innerhalb der Familie Ummenhofer mit dem Anfertigen von Tonfiguren begann. Er war Leinenweber im Hauptberuf. Als Nebenerwerb betrieb er wie viele Villingen in dieser Zeit eine kleine Landwirtschaft, zudem war er Mesner. Er hat als einziger seiner Familie Figurengruppen rein weltlichen Inhalts geschaffen: den „Zahnzieher“ und das „Konzert“.

Die Figurengruppe „Der Zahnzieher“ (Abb.1)³ ist in der Sammlung des Franziskanermuseums in zweifacher Ausfertigung vorhanden. Dies ist erstaunlich, weil die Figuren über einem Drahtgestell aus Ton frei modelliert wurden. Vermutlich gab es eine malerische oder grafische Vorlage, an die sich der Modelleur hielt, sonst wäre ihm eine nahezu identische Ausführung ein und derselben Gruppe schwer gefallen. Offensichtlich erfreute sich das lebensnahe Motiv großer Beliebtheit und wurde daher in Serie hergestellt.

Der „Patient“, ein Bauer in Baarer Tracht mit dem typischen schwarzen Filzhut auf dem Kopf, sitzt mit geöffnetem Mund, breitbeinig auf einem Baumstumpf. Sowohl mit dem Kopf als auch mit beiden Armen wendet er sich von demjenigen ab, der ihn von seinem Zahnschmerz befreien will. Der Zahnzieher, wohl ein Barbier, trägt eine Zipfelmütze, eine rote Weste und blaugraue Kniehosen. Die Ärmel seines weißen Hemdes hat er sich



Abb.1 Franz Xaver Ummenhofer: Der Zahnzieher, 1842, Franziskanermuseum. Foto: Singer

bei diesem schweißtreibenden Geschäft hochgekrempt. Um das Ausweichen des Patienten zu verhindern, kniet er mit dem linken Bein auf dem rechten des Patienten und hält mit der linken Hand dessen Kopf fest⁴. Mit der rechten zwingt er ein langes, gebogenes Instrument zwischen die Kiefer des Malträtierten, dessen Schmerz an den weit aufgerissenen Augen und der stark gefurchten Stirn ablesbar ist. Der „Zahnzieher“ ist auf der Rückseite des Baumstumpfes mit dem Monogramm „X.U.“ signiert und in das Jahr „1842“ datiert.

Das „Konzert“ (Abb.2) besteht ebenfalls aus zwei Personen. Eine Dame sitzt auf einem bäuerlichen Brettstuhl am Spinett. Sie ist – verglichen mit ihrem „Gefährten“ – etwas unmodisch, leicht altertümelnd gekleidet mit Caraco⁵ und Rock aus



Abb.2 Franz Xaver Ummenhofer: Das Konzert, Franziskanermuseum. Foto: Singer

demselben Material, dazu einer weißen Haube mit rotem Band. Der links neben ihr stehende junge Mann dagegen wirkt stutzerhaft, im Gewand des „Incroyables“ der Zeit um 1795-99: einem hochtaillierten Justeacourps mit hohem Kragen, darunter einer Weste und einem mehrmals dick um den Hals gewickelten Tuch, engen Kniehosen mit Stiefeln und einem Dreispitz. Der junge Mann fasst mit der rechten Hand die Rücklehne des Stuhles und blickt mit einer galant auffordernden Geste der linken Hand auf die junge Frau, die etwas steif dasitzt und geradeaus blickt. Möglicherweise ist damit eine ebenso spöttisch-belustigende Szene dargestellt wie in der Figurengruppe „Der Zahnzieher“: eine Lehrer-Schülerinnen-Konstellation o.ä. Leicht ist in diesen szenischen Darstellungen das Vorbild des höfischen Porzellans des 18. Jahr-

hunderts zu erkennen. Wahrscheinlich wurden beide Figurengruppen als Stellbilder für das Vertiko oder den Fenstersims entworfen.

Auch beim Gestalten biblischer Themen erweist sich Xaver Ummenhofer als genauer Beobachter seiner Zeitgenossen, denn die Tischgesellschaft der „Hochzeit zu Kana“ von 1838 trägt Villinger Tracht. Herausgehoben und genauer beschrieben sei ein Paar (Abb.3): die Dame trägt ein zweiteiliges rotes Kleid mit kurzen Ärmeln. Darunter wird ein Hemd sichtbar, dessen Kräuselsaum das Dekolleté verhüllt, und als Manschette unter den Ärmeln des Mieders hervorschaut. Ein blaugraues Tuch ist vorne in das Mieder gesteckt. Die Radhaube aus schwarzer Chenille ist nur eine Art Kranz, denn auf der Rückseite ist das braune Haar der Trägerin zu sehen. Der Herr trägt einen Justeaucorps mit großen Knöpfen und breiten Manschetten und dazu passende grüne Kniehosen, weiße Strümpfe und schwarze Schnallenschuhe. Die rote Weste blitzt an den Jackenkanten hervor. Damit stellen diese Figuren eine wichtige Quelle für die Villinger Tracht in der Mitte des 19. Jahrhunderts dar. Was auf zeitgenössischen Porträts fehlt – nämlich zumindest die Kleidung von der Brust abwärts und die Rückseite – ist in diesen kleinen Figuren exakt und detailreich wiedergegeben. Die höchst unterschiedlich gestalteten Gesichter wirken porträthaft



Abb. 3 Franz Xaver Ummenhofer: Paar aus der Hochzeit zu Kana, 1838, Franziskanermuseum. Foto: Maier

und verweisen möglicherweise auf lebende Zeitgenossen⁶.

Xavers Sohn Domenikus Ummenhofer (1805-1856), der Uhrmacher und spätere Kirchengvot, modellierte eine „Hochzeit zu Kana“ (Abb. 4) ganz anderer Art. Er arbeitete keine Einzelfiguren, sondern komponierte die Gesellschaft als Figurengruppe um einen Tisch. Seine Variante des Themas erinnert stark an Leonardo da Vincis Mailänder „Abendmahl“ von 1495-97, das als Vorlage über die Druckgrafik verbreitet wurde. Wie dort han-



Abb. 4 Domenikus Ummenhofer: Hochzeit zu Kana, Franziskanermuseum. Foto: Singer

delt es sich um einen streng symmetrischen Aufbau. Der Tisch, dessen Platte leicht in Aufsicht wiedergegeben ist, stellt den unteren Bildrand dar und fasst die Personengruppe zusammen. Die Figur Jesus' bildet genau die Mitte, was dadurch betont wird, dass die Personen neben ihm sich auf die andere Seite neigen und seine Silhouette freistellen. Zudem ist sie die größte Figur. Von ihr ausgehend werden die Figuren zum Rand hin immer kleiner, ausgenommen die Dienerin. Exakt wird die mit beiden Armen ausladende Geste Jesu von der Vorlage kopiert ebenso wie die Kleidung mit Untergewand und über die linke Schulter asymmetrisch drapiertem Obergewand (nur die Farbigkeit wird umgedreht). Wie im Fresko des berühmten Vorbildes wird die Tischgesellschaft in kleinere Gruppen aufgelöst, die durch den Wechsel der Blickrichtung und der Gesten aufeinander Bezug nehmen. Einzelne Figuren und ihre Gesten wie der sich ans Herz fassende Johannes finden sich auch bei Domenikus Ummenhofer. Die antikisierende Gewandung verliert sich allerdings bei ihm zu den Rändern der Figurengruppe hin. Hier steht rechts eine Aufwärterin in der Kleidung des 18. Jahrhunderts (Caraco und Rock). Die direkt neben ihr stehenden Personen sind ähnlich „modern“ gekleidet. Mit der Herstellung eines Kreuzweges für St. Peter 1853 (Abb. 5) erweist sich Domenikus Ummenhofer als ambitionierter Künstler. Dieser Auftrag umfasste 90 Figuren, war also ungewöhnlich umfangreich. Zudem handelte es sich nicht um Miniaturen wie bei den Krippenfiguren, sondern um etwa 30 cm große Figuren. Für die Passionsszenen mussten diese nicht nur als Einzelfiguren hergestellt, sondern durch Blicke und Gesten aufeinander bezogen komponiert werden. Diese Aufgabe löste Ummenhofer gekonnt und zeigte sich dem größeren Format gewachsen.

Die Figuren des Bruders Michael Ummenhofer (1816-1852)⁷ sind allein schon an ihrer Kleinformatigkeit zu erkennen. Seine „Flucht nach Ägypten“ (Abb. 6) ist ungefähr zwei Drittel so groß wie die Figuren von Franz Xaver Ummenhofer. Josef hat sein Bündel geschnürt und trägt es an einem Stab über die Schulter. Er führt die Eselin, auf der Maria mit dem Jesuskind seitlich sitzt. Josef und



Abb. 5 Domenikus Ummenhofer: Kreuztragung aus dem Kreuzweg von St. Peter, 1853. Foto: Singer

Maria tragen beide Hüte als Zeichen ihres Unterwegsseins. Die Eile des Aufbruchs, aber auch die Unruhe und Gefahr, in der sie sich befinden, wird durch die wehenden und stark gekräuselten Gewandsäume ausgedrückt. Maria, welche die Arme um ihr Kind legt und den Kopf ihm entgegenneigt, wirkt jedoch wie eine schützende Hülle für dieses kostbare Gut, das die Familie vordem Zugriff Herodes' retten will.

Domenikus Ummenhofers Sohn Fridolin (1831-1856) war Maler und fertigte ebenfalls Krippenfiguren. Von ihm sind nur wenige Beispiele erhalten, so eine Figur des Heiligen Josef (Abb.7). Sie ist auf dem Sockel mit „F.U.“ signiert und trägt die alte Inventarnummer der Städtischen Altertümer-



Abb. 6 Michael Ummenhofer: Flucht nach Ägypten, Franziskanermuseum. Foto: Singer

sammlung 2131⁸. Es handelt sich um einen Ankauf aus der Sammlung Bichweiler.

Josef kniet auf einem Rasenstück und ist in die Anbetung des Kindes versunken. Er ist barhäuptig. Das graue, lichte Haupthaar und der Bart verdeutlichen den großen Altersunterschied zu seiner jugendlichen Frau. Josef trägt ein blaues, mit einem Seil gegürtetes Untergewand, einen roten Mantel und keine Schuhe. Die zugehörige Gruppe der Maria mit dem Kind ist nicht erhalten. Hierdurch wird die in vielen Krippenkompositionen zu beobachtende Herauslösung der Figur des Josef aus dem Weihnachtsgeschehen besonders hervorgehoben. Die Figur wirkt als wäre sie als für sich stehende kleine Skulptur entworfen worden: Josef scheint auf sich selbst bezogen, in sich ruhend, verträumt, wie schlafend: „Dieser immer wiederkehrende Ausdruck soll sagen, dass Joseph nicht der Vater des Kindes ist, aber mit Gott, dem Vater aller Väter und Ursprung der Botschaften durch Engel und Träume, im Gespräch“.⁹

Um die eingangs gestellte Frage nach dem Grund für die Fertigung der „Gullerfiguren“ in Villingen zu beantworten, sei abschließend kurz zusammenfasst: Ton war zusammen mit Papier oder Brot das billigste Material, aus welchem Krippenfiguren hergestellt werden konnten. Die Verwendung dieses Materials ermöglichte eine kostengünstige Fertigung von Krippenfiguren in großer Zahl und damit die Ausbreitung von Hauskrippen zu



Abb. 7 Fridolin Ummerhofer, Hl. Josef, Franziskanermuseum, Foto: Singer

Beginn des 19. Jahrhunderts auch in bürgerlichen Familien. Unter den Laienkünstlern, die sich in Villingen mit diesem Nebenerwerb beschäftigten, sticht die Familie Ummerhofer besonders hervor, da mehrere Generationen Krippenfiguren herstellten und es darin zu großer Fertigkeit brachten.

Anmerkungen:

¹ Es handelt sich um sieben Figuren (Inv.Nrn. 7387-7393), die Spiegelhalter 1912 in St. Peter gekauft hat, und die er in die Zeit um 1810 datierte. Spiegelhalter bemerkte hierzu, dass die Figuren 1812 von Bräunlingen nach St. Peter gelangten: Mädchen in geblühtem Kleid, Schaf, Hirsch, fürstenbergischer Soldat, Mann mit Dreispitz, Bauer in Baarer Tracht mit Fass, Mann mit hoher Krätze.

² Allerdings gingen 92 – darunter die „besten“ – während der Auslagerung im 2. Weltkrieg verloren.

³ Alle Abbildungen, mit Ausnahme von Abb. 3, sind freundliche Leihgaben der Sparkasse VS. Hier waren die Figuren im November 2000 im Rahmen der Ausstellung „Villinger Gullerfiguren des 19. Jahrhunderts“ zu sehen.

⁴ Diese Art der Zahnbehandlung geschah meist ohne irgendeine Form der Narkose und endete nicht immer im Guten. In ihrer Folge verstarb auch hin und wieder einer der Patienten.

⁵ Caraco: Schoßjacke, die als Hauskleidung getragen wurde: „Der C. hatte dreiviertellange, glatte Ärmel mit Aufschlag, ein tief hinuntergezogenes, unterschiedlich geformtes Dekolleté, das mit einem

Folette, später mit einem Fichu (Halstuch, A.A.) ausgefüllt war...“ (Ingrid Loschek, Reclams Mode- und Kostümllexikon, Stuttgart 1987).

⁶ In diesen Merkmalen gleichen die Figuren des Franz Xaver Ummerhofer jenen, welche heute Gisela Jaag herstellt. Auch sie arbeitet mit einer – dem Ton ähnlichen – formbaren Modelliermasse, sie stellt das Villinger Alltagsleben (allerdings speziell der Fastnachtszeit) dar und gibt ihren Figuren porträtartige Züge. Daher ist der Fastnachtsumzug von Gisela Jaag eine hervorragende Ergänzung und Erweiterung der Ausstellung der Gullerfiguren innerhalb der Neukonzeption der Dauerausstellungen im Museum Altes Rathaus.

⁷ Michael Ummerhofer war von Beruf Gastwirt.

⁸ Im Inventar ist sie allerdings als „Gullerfigur ‚Petrus‘“ verzeichnet. Carl Kornhas identifiziert in seinem Aufsatz „Die Villinger Ton-Krippenfigürchen des 19. Jahrhunderts“, in: Eckhart Jahrbuch, 1926, S. 88, als Josef.

⁹ Gerhard Bogner: Das große Krippen-Lexikon. Geschichte, Symbolik, Glaube, München 1981, S. 31.

Der „Weihnachtsteppich“ im Franziskanermuseum

Barbara Eichholtz

Im Franziskanermuseum wird ein Teppich gezeigt, der sich deutlich von den beiden ebenfalls dort gezeigten Prachtteppichen mit der Krönung Mariens bzw. der Verklärung auf dem Berge Tabor unterscheidet: der sog. Weihnachtsteppich (Abb.1). Alle drei Teppiche dienten der gleichen Funktion – es sind Antependien¹ – und zeigen die für diese Art Teppiche häufig anzutreffende Dreiteilung der Fläche mit zwei Heiligen, die das Haupt-
sujet rahmen, doch wirkt der „Weihnachtsteppich“ wesentlich bescheidener. Nicht nur hat er kleinere Ausmaße, ist vorwiegend im schlichten Kloster-

stich gestickt statt wie jene gewirkt, gedämpft farbig statt leuchtend bunt, sondern auch in der Thematik stellt er einen Gegensatz dar. Eingerahmt vom Hl. Franziskus und dem Hl. Ludwig von Toulouse, einem Bischof königlichen Geblüts, der die Krone ausschlug, um Franziskaner zu werden, zeigt der Teppich Christi Geburt im Stall mit der Anbetung der armen, schlichten Hirten, nicht der Könige in all ihrem Prunk. Das Thema ist uns von Kindesbeinen an durch die Erzählung im Lukasevangelium (2, 1-16) und vielen bildlichen Darstellungen so vertraut, dass wir gar nicht mehr genau hin-

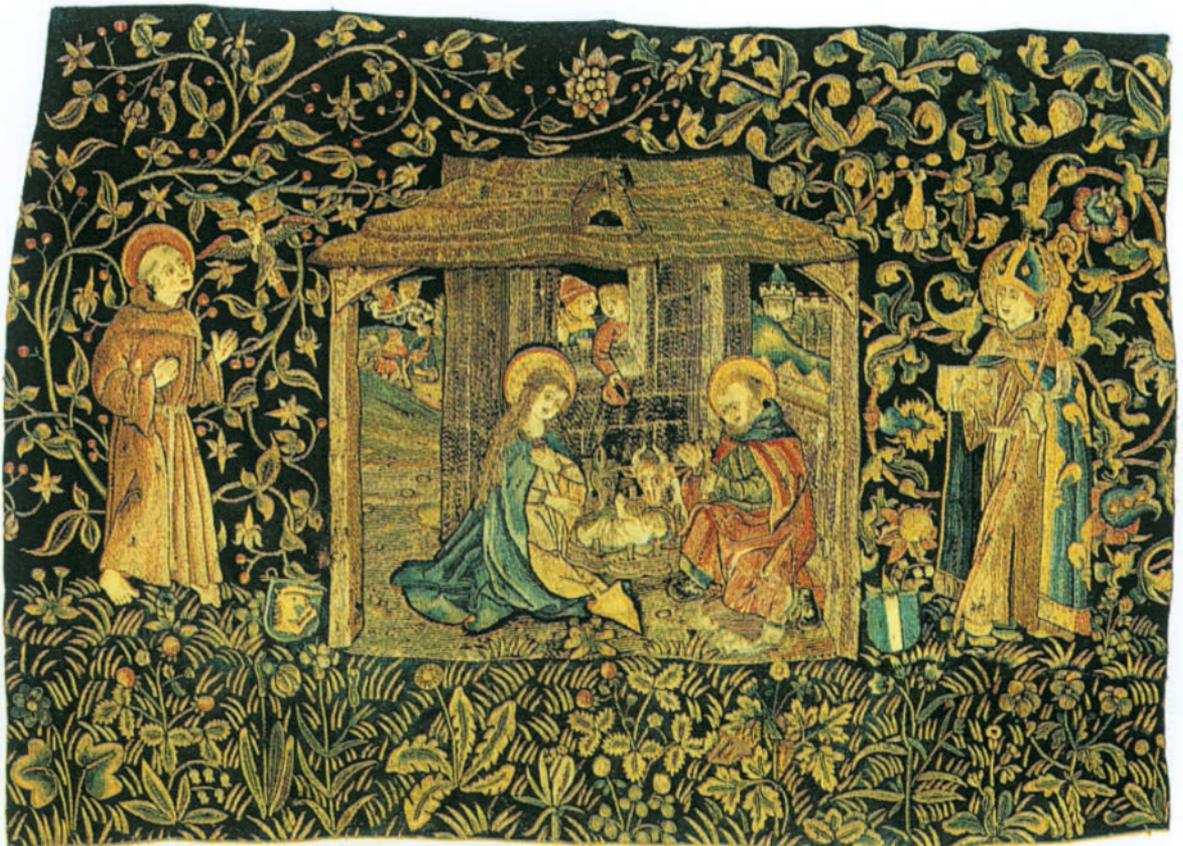


Abb.1 Antependium mit Geburt Christi, Heiligem Franziskus und Heiligem Ludwig von Toulouse, um 1500, Wolle, bestickt.

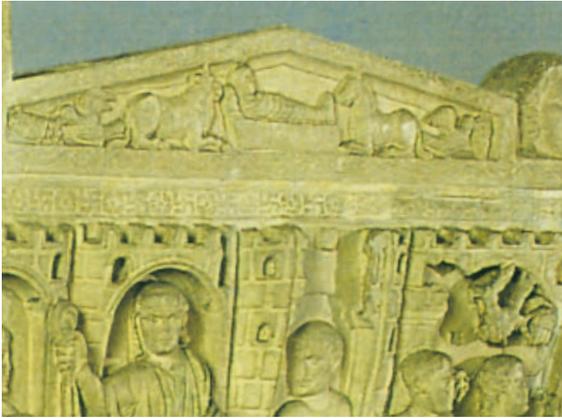


Abb. 2

sehen. „Wissen wir doch alles“. Wirklich? Die Darstellung des weihnachtlichen Geschehens war für Christen lange kein Thema, Ostern bzw. Karfreitag sind noch heute die höchsten Feiertage. Es galt als heidnisch, den Geburtstag zu feiern, wie es bei den römischen Kaisern üblich war, und das irdische Leben wurde nur als Durchgangsstation auf dem Weg ins wahre, nämlich himmlische, gesehen. Es dauerte Jahrhunderte, bis sich Weihnachten als Fest etablieren konnte. Die ersten Weihnachtsdarstellungen stammen von Sarkophagen aus dem 4. Jahrhundert und zeigen das Christkind in einem

trogähnlichen Behältnis zwischen Ochs und Esel² (Abb. 2) bzw. zusätzlich einem Hirten mit Akklamationsgestus³ (Abb. 3)⁴. Ochs und Esel fehlen nie, wohl aber Maria und Joseph. Das darf nicht verwundern: Hat die Kirche sich doch anfangs schwer getan, Maria in das Heilsgeschehen einzuordnen, Joseph war sowieso nur der „Nährvater“. War Maria „Menschengebälerin“ und damit wie jede andere Frau einzuordnen oder „Gottesgebälerin“? Erst auf dem Konzil von Ephesos im Jahr 431 entschied man sich nach langem Ringen für letzteres, Maria wurde verehrungswürdig und darf seitdem zusammen mit Christus abgebildet werden. Mit Joseph tat man sich noch schwerer. Auf Weihnachtsdarstellungen steht er oft abseits, schläft sogar oder ist in einer dienenden Nebenrolle tätig. Üblicherweise wird er als Greis gezeigt, der altersmäßig eher wie der Vater als der Ehemann Marias wirkt, worin sich die Auswirkung der mittelalterlichen Diskussionen um die Art der Vaterschaft spiegelt. Obwohl erst spät heiliggesprochen, erhielt er schon früh auch einen Nimbus (Abb. 4). Doch warum sind Ochs und Esel von Anfang an mit dabei? Warum sind sie so wichtig? Natürlich, in einem Stall sind sie nichts Ungewöhnliches, aber weder Lukas noch die anderen Evangelisten



Abb. 3 Sarkophag der Adelfia und des Valerius mit alt- und neutestamentlichen sowie apokryphen Szenen. Um 340-350. (Detail)

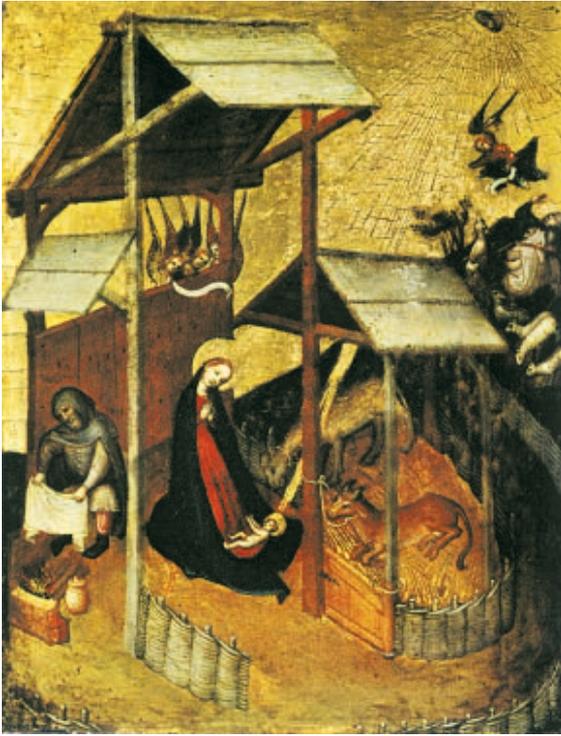


Abb. 4 Oberrheinische Schule. Die Geburt Christi, ca. 1420. Kunstmuseum Basel.

erwähnen sie. Gelehrte grübelten lange über die richtige Deutung, und noch bis heute ist die Symbolik dieser Tiere nicht vollständig entschlüsselt⁵. Der Kirchenlehrer Origenes (um 185 – 253/254)



Abb. 5 Giotto. Christi Geburt, ca. 1310. Padua, Scrovegnikapelle.

bezog sie auf die Worte der Propheten Jesaja (1,3): „Ein Ochs kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn aber mein Volk Israel kennt's nicht“ und Habakuk (3,2): „Zwischen zwei Tieren wirst du dich offenbaren.“ Daran anknüpfend deutete der griechische Kirchenlehrer Gregor von Nazianz (ca. 329 – ca. 390) die Prophetenworte als Christuskind, das den Ochs, der an das jüdische Gesetz gespannt ist und den Esel, der mit der Sünde des heidnischen Götendienstes beladen ist, von ihren Lasten befreit.⁶ Ähnlich sahen die Kirchenväter Ambrosius (340 – 430) im Ochs das Sinnbild des Judentums, im Esel den Vertreter des Heidentums. Doch sind Ochs und Esel auch zugleich Zeugen des Geschehens, ebenso wie die Hirten und die Weisen.

Verwunderlich bleibt warum auf dem „Weihnachtsteppich“ Maria – in einem weißen Kleid mit blauem Umhang – anbetend vor dem neugeborenen Kind kniet, das nahezu nackt und ungeschützt liegt. Müsste sie es nicht zumindest wärmend in ihrem Umhang bergen? Und warum hält Joseph eine Kerze, die eh kein Licht gibt? Byzantinische und von Byzanz beeinflusste Weihnachtsdarstellungen zeigen Maria in einer Höhle liegend, erschöpft von der Geburt, das Christuskind stramm gewickelt, wie es vor noch nicht allzu langer Zeit auch bei uns üblich war, dazu meist eine Hebamme, oft auch noch eine Frau, die das Neugeborene badet (Abb. 5). Diese Darstellungen beziehen sich auf das Protoevangelium des Jacobus, einer apokryphen Schrift⁷, die im vorderen Orient entstand und die Legenda aurea, eine im Mittelalter weitverbreitete Legendensammlung zum Neuen Testament⁸. Die Umstände der Geburt Christi werden hier auf eine Weise geschildert, die von uns leichter nachzuvollziehen ist, von den westlichen Kirchenvätern aber heftig bekämpft, schließlich sogar verboten wurde, sodass sich diese Darstellung im Westen nie durchsetzen konnte.

Ganz anders dagegen verhielt es sich mit den Visionen der Hl. Birgitta von Schweden (1302 – 1373), die diese aufschrieb und die in erstaunlich kurzer Zeit europaweit bekannt wurden: Birgitta war eine weitgereiste Frau, die auch die heiligen

Stätten der Christenheit aufsuchte. Ihre Vision des weihnachtlichen Geschehens beeinflusste entscheidend die Darstellungen im westlichen Europa. Sie schreibt: „Als ich bei der Krippe des Herrn in Bethlehem war, sah ich eine schöne Jungfrau, die war schwanger und hatte einen weißen Mantel und ein blaues Gewand an ... Und mit ihr war ein ehrbarer alter Mann, und sie hatten miteinander einen Ochsen und einen Esel ... und ihr goldfarbnes Haar war über ihre Schultern gebreitet ... da kniete die Jungfrau mit großer Innigkeit und Ehrbarkeit, um zu beten und ... während sie so im Gebete war, erblickte ich eine Bewegung der heiligsten Frucht in ihrem Schoße; und plötzlich und in kürzestem Augenblicke war ihr Sohn geboren, von dem ein unaussprechliches Licht und ein Glanz von solcher Stärke ausging, daß die brennende Kerze, welche Joseph gebracht hatte, vor diesem göttlichen Lichtglanz wie erloschen war ... ich erblickte das neugeborne, glorwürdigste Kind nackt und ganz leuchtend auf der Erde liegend, ...“⁹

Unschwer ist zu erkennen, dass der Villinger „Weihnachtsteppich“ deutlich Bezug auf diese Vision nimmt, auch wenn das Strahlen des Kindes nur durch das helle Körperchen symbolisiert wird¹⁰. Es liegt auch nicht in einer Krippe, sondern einer Mulde, die durch ein Weidengeflecht umschlossen wird. Ein solches umschließt auf vielen Darstellungen das weihnachtliche Geschehen und symbolisiert als „hortus clonclusus“, d. i. der umschlossene Garten, die Jungfräulichkeit Mariens, hier könnte eine Anspielung darauf vorliegen, aber auch andere Deutungen sind möglich. Das Christuskind liegt bildparallel mit Blickrichtung auf Maria, der es seine kleinen Arme freudig entgegenstreckt. Marias linke Hand verharrt im Demutsgestus, sie kann das Wunder kaum fassen, ihre rechte Hand hingegen korrespondiert mit dem Gestus des Kindes. Hierdurch entsteht eine innige gefühlsmäßige Beziehung zwischen beiden, wie sie charakteristisch ist für spätmittelalterliche Christgeburtsdarstellungen und insbesondere auch für das Glaubensverständnis der Franziskaner.

Ebenso erfuhr Joseph bei diesen eine gewisse Aufwertung¹¹, die auch der Teppich zeigt, denn Joseph

steht nicht mehr abseits, sondern kniet neben dem Christuskind, wachen Blickes und mit sprechendem Gestus wie Maria.

Umschlossen ist die kleine Gruppe von einem seitlich offenen, stallartigen Gebäude, das teilweise aus Holz, teilweise aus Stein errichtet ist, wie die Fugen der hinteren Begrenzung andeuten. Während im Byzantinischen seit etwa dem 6. Jahrhundert Weihnachten in einer Höhle stattfindet, weil Höhlen in Palästina und den angrenzenden Gebieten häufig von den Hirten als Stall genutzt wurden, findet man im westlichen Kulturkreis, vor allem in Nordeuropa, meistens den Holzstall, weil dies der hier gebräuchlichen Form des Viehunterstandes entsprach. Er wird zuweilen mit dem menschlichen Herz gleichgesetzt, das schlicht und einfach sein soll, um Gott zu empfangen.

Maria und Joseph beugen sich einerseits dem Kinde zu, sind andererseits aber auch zum Betrachter hin gewendet, ebenso wie die Hl. Franziskus und Ludwig, die sich sowohl zum Kind als auch zum Betrachter hin wenden. Der Stall mit dem Kind, Maria, Joseph, den Hirten, Ochs und Esel wird in der Art einer Guckkastenbühne dargestellt. Durch die Öffnungen sieht man rechts auf die Zinnen von Bethlehem, links auf die Verkündigung des Engels an die Hirten, die zugleich aber schon durch die mittlere Öffnung hereinblicken, wie es als sog. Simultandarstellung im Mittelalter gang und gäbe war.

Stall und Heilige werden durch eine Überfülle von Pflanzen auf dunklem dreigeteilten Grund hinterfangen. Der Stall mit den beiden Heiligen steht auf einer Blumenwiese, deren Pflanzen symbolische Bedeutung haben, so können z.B. Erdbeeren für Gerechtigkeit oder Maiglöckchen für kommende Freuden stehen, der Löwenzahn mit seinen gezackten Blättern hingegen weist auf die Passion Christi hin. Hinter Franziskus, dessen Vision eines Seraphen¹² mit Kruzifix gezeigt wird, durch den er die Wundmale Christ empfängt, erblickt man Ranken mit Kirschen, die u.a. auf Glückseligkeit und Ranken mit Lilien, die auf Unschuld und Keuschheit verweisen. Die Ranken mit Granatäpfeln hinter Ludwig symbolisieren Auferstehung und ewiges Leben, zugleich aber auch die Gemein-

schaft der Heiligen.

Im Vergleich zu den Pflanzen, die sehr kunstvoll ausgeführt sind, wirken die Gesichter nahezu kindlich und etwas unbeholfen, aber gerade hierdurch sind sie so ansprechend. Das weihnachtliche Geschehen ist nicht prächtig, hoheitsvoll und dadurch distanziert wiedergegeben, sondern spricht unmittelbar an in seiner Schlichtheit, wie es auch in vielen Weihnachtsliedern anklingt: „Er ist auf Erden kommen arm“ oder „Er liegt dort elend, nackt und bloß“. Die Darstellung hat Aufforderungscharakter, denn wie Franziskus, Ludwig, Maria, Josef, die Hirten, Ochs und Esel, deren Haltung, Blicke und Gesten alle auf den Mittelpunkt des Geschehens, das neugeborene Christkind, gerichtet sind, das auch kompositorisch den Mittelpunkt der Darstellung bildet, so sollen auch wir staunend und andächtig das Wunder der heiligen Nacht erleben: „Er äußert sich all seiner G'walt, wird niedrig und gering, er nimmt an sich ein's Knecht's Gestalt, der Schöpfer aller Ding“ heißt es in einem anderen Weihnachtslied.

Franziskus, der der gelehrten Theologie die gelebte Frömmigkeit entgegensetzte, soll, der Legende

nach, 1223 erstmals im kleinen Ort Greccio das Weihnachtsfest mit der Aufstellung einer Krippe, Ochs und Esel daneben, begangen haben, denn Weihnachten war für ihn, neben Karfreitag, das höchste Fest. Er stammte, wenn auch nicht aus königlichem Hause, so doch aus sehr begüterten Verhältnissen. Beide, Franziskus wie Ludwig, verzichteten auf ein Leben in materiellem Wohlstand und gesellschaftlichem Ansehen, um in Demut Gott zu dienen.

Im Villingen „Weihnachtsteppich“, um 1500 entstanden, verdichtet sich so die zentrale Botschaft franziskanischer Frömmigkeit. Wenn man ihn durch die beiden Wappen links und rechts des Stalles auch den Konstanzer Familien Sattler von Croaria und Münchwil zuweisen kann¹³, die ihn wohl gestiftet haben, so ist sein Bestimmungsort doch nicht eindeutig festzulegen¹⁴. Heute stellt seine Aufbewahrung und Präsentation in den Räumen des ehemaligen Franziskanerklosters, auch wenn diese ihrer ursprünglichen Funktion seit langem verlustig gegangen sind, so etwas wie einen *genius loci* dar.

Anmerkungen:

¹ Schmückende Verkleidung der Vorderseite der Altarmensa.

² Giebel des Stilichosarkophags, Mailand, S. Ambrogio.

³ Akklamation = Beifall, Glückwunsch an Personen weltlicher oder geistlicher Macht. In der Antike im ganzen Mittelmeerraum üblich, von der Kirche übernommen.

⁴ Sarkophagdeckel, Rom, Vatikan, Museo Pio Cristiano.

⁵ Edith Neubauer: Die Magier, die Tiere und der Mantel Mariens. Freiburg/Basel/Wien 1995. S. 41.

⁶ Heinrich und Margarethe Schmidt: Die vergessene Bildersprache christlicher Kunst. München S. 91 f.

⁷ D.h. Schriften, die den biblischen Schriften ähnlich, aber von der Kirche nicht anerkannt sind.

⁸ Jacobus de Voragine: *Legenda aurea*. Deutsch von Richard Benz. Heidelberg 1984.

⁹ *Revelationes sancte Birgitte* 7, c.21.

¹⁰ In textilem Gewebe wäre ein solches Strahlen auch technisch schwierig zu realisieren gewesen.

¹¹ *Lexikon der christlichen Ikonographie*. Freiburg 1973. Bd. 7, Sp. 211 f.

¹² *Scraph* = sechsflügeliger Engel, *Jesaja* 6, 1 – 8.

¹³ Paul Revellio: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen*. Villingen 1964. S. 212 f.

¹⁴ Inventar-Nr. 11523.

Geschichte gehörte immer zum Lieblingsfach

Wolfgang Bräun

Hermann Preiser drückte als „Stift“ die Bank in der Handelsschule

Die „Eins“ im Betragen und die „Zwei“ für Fleiß und Mitarbeit in allen Halbjahres-Zeugnissen während aller drei Berufsschuljahre: das waren zu Beginn der 20-er Jahre die „Kopfnoten“ von Lehrling Hermann Preiser. Ein Gespräch mit dem 93-jährigen über seine Berufsschulzeit als „Stift“ erinnert ein wenig an früher geübte kaufmännische Tugenden, wenn im Jahre 2001, dem dreifachen Jubiläumsjahr für die Handelsschule, offiziell gefeiert wurde: 40 Jahre eigene Lehranstalt, 80 Jahre Selbständige Handelsschule in Villingen und

100 Jahre kaufmännische Ausbildung in Villingen. Hermann Preiser lernte vor 80 Jahren das Kaufmannswesen im elterlichen Betrieb an der Bahnhofstraße: einer Fabrik für Spirituosen und Essenzen, im Volksmund ganz einfach „de Schnaps-Preiser“.

Es war ein Muss, sich nach acht Jahren Volksschule eben auch noch dem Unterricht an der Berufsschule zu stellen, wo die Klassen nur nach Jahrgängen besetzt waren und wo von der Schulverwaltung keine Unterschiede in den Berufsbildern



Erinnerung an die gemeinsame Schulzeit: Zum Gruppenbild mit ihren Lehrern stellten sich die Schüler des Jahrgangs 1926 der Kaufmännischen Berufsschule Villingen, zu dem auch Hermann Preiser zählte.

gemacht wurde. Da hockten in den Klassen der Handelsgehilfe von der Badischen Landwirtschaftsbank, von der städtischen Werkskasse oder von der Genossenschaftsbank beieinander, und lediglich die Zahl der Mädchen je Klasse machte den Unterschied.

Preisers Lieblingsfach war die Geographie, gefolgt von der Geschichte, die damals noch als „Bürgerkunde“ unterrichtet wurde. Beim obligaten Unterricht in Stenographie war das Talent des Kaufmannsburschen nach dessen eigenen Angaben allerdings »nit so b'sunders«! Doch weil der Hermann ein überaus ordentlicher und disziplinierter Schüler war, fehlen in seinem Zeugnis auch jegliche Einträge zu Versäumnissen oder möglichen Schulstrafen.

Im Gespräch mit Senior Preiser spürt man noch den Stolz auf seine ersten Erfahrungen, die er während zwei Jahren beim Englisch-Unterricht gemacht hatte; damals gelehrt von Schulleiter Essig. Gebraucht hat der spätere Kaufmann und weithin bekannte Destillateur Hermann Preiser seine Kenntnisse in Englisch aber zunächst nicht. Dann eher noch die Kunst des Schriftwechsels oder das Wissen und Können um Soll und Haben in der Buchführung oder die Darstellung der Plakatschrift.

Wenn's den stimmt, gab es aus der Handelsschule keine Aufgaben nach Hause, denn es wurde von den Stiften meist auch samstags gearbeitet. Und streng war das Lehrer-Trio aus Rektor Essig, Dr. Heim und Lehrer Mauch nach Hermann Preisers Erinnerung eigentlich auch nicht über die Maßen. Die gesellige Seite während der Lehrjahre spielte sich in der Freizeit im Katholischen Kaufmannsverein „Hansa“ ab, wo man in den Jahren der „Golden Twenties“ auch den Tanzkurs machen konnte. Weil die Lehrlingsvergütung sehr gering war, stand der sonntägliche Umtrunk mit einem Viertele oder zwei Bier allerdings nicht ständig auf dem Programm.

Für sich selbst und den Geschichts- und Heimatverein hat sich Hermann Preiser bis heute der Lokalgeschichte seiner Heimatstadt verschrieben, war er doch 22 Jahre 2. Vorsitzender im GHV und wirkt noch immer in dessen Beirat mit.

Nostalgisch betrachtet hätte beim Schuljubiläum der Handelsschule deren eigener Kaufleute-Chor singen können?! Doch ist es lange her, dass Hermann Preiser mit dem KKV „Hansa“ unter dem Dirigenten Kammerer vom Quartett bis zum Oktett bei Höhepunkten im jährlichen Jahreslauf gesungen hat. Damals, als die meisten Berufsschüler noch richtig Kopf rechnen konnten.

Geschichtlicher Abriss der Kaufmännischen Schulen I, Villingen-Schwenningen

Isabel Schaeffer

„Die Wirtschaft braucht Menschen, die zu mehr fähig sind als allein zum Denken in wirtschaftlichen Kategorien.“

Das Jahr 2001 war für die Handelsschule Villingen ein dreifaches Jubiläumsjahr. Offiziell gefeiert wurden: 40 Jahre eigene Lehranstalt, 80 Jahre Selbständige Handelsschule in Villingen und 100 Jahre kaufmännische Ausbildung in Villingen. Zu diesem Anlass möchte ich an dieser Stelle einen kurzen historischen Blick auf die Entwicklung dieser Schule geben.

Ein Blick in die Vergangenheit

Im April 2001 begingen die Kaufmännischen Schulen Villingen-Schwenningen ihr 100-jähriges Jubiläum. Doch auch heute noch kann es passieren, dass, wenn man sich als Fremder nach dem Wirtschaftsgymnasium oder den Kaufmännischen Schulen erkundigt, man bei den älteren Einheimischen ein Achselzucken erntet. Fragt man dagegen nach der Handelsschule, stehen die Chancen schon besser.

Mit der Handelsschule Villingen begann am 7. Januar 1901 die Geschichte der heutigen Kaufmännischen Schulen Villingen-Schwenningen. Ein neues Ortsstatut der Gemeinde Villingen vom 30. April 1900 ordnete zur gültigen Gewerbeschulpflicht bis zum 18. Lebensjahr für alle Lehrlinge, Gesellen und Gehilfen auch an, dass ab diesem Zeitpunkt *„sämtliche hier in Stellung befindlichen Lehrlinge und Gehilfen des Handelsgewerbes, welche das 18. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, zum Besuch der Handelsschule“* verpflichtet sind.

Die Lehrlinge und Gehilfen des Handlungsgewerbes besuchten ab 1901 die sogenannten Handelsfortbildungskurse, in denen in 2 Kursen mit je 5 Wochenstunden kaufmännisches Rechnen, Wechsellehre, Korrespondenz, Buchführung und Han-

delsgeographie unterrichtet wurde. Zu Beginn war die Schule noch eine Unterabteilung der schon seit 1835 bestehenden Gewerbeschule, allerdings bereits mit eigenen Lehrkräften. Mit 16 Knaben nahm man den Betrieb auf, Mädchen wurden erst ab 1908 zugelassen (4 von 29 Schülern). Interessantes Detail: Mit Beginn des neuen Schuljahres Ostern 1901 wurde auf Antrag der Pfarrämter der Sonntagsunterricht der Gewerbeschule auf einen Werktag verlegt!

Unterrichtet wurden damals folgende Fächer:

A) Berufskunde	B) Geschäftskunde
Gewerbliches Zeichnen	Geschäftsrechnen
Angewandte Geometrie	Geschäftsaufsatz
Materialien- u. Werkzeuglehre	Buchführung
Naturlehre	Kostenrechnen
Freihandzeichnen	Wirtschaftslehre
Projektionslehre	Bürgerkunde
Techn. Fachunterricht	

1923 kamen dann noch die allgemeinbildenden Unterrichtsfächer Deutsch, Staatskunde und Religion dazu.

Die Handelsabteilung an der Gewerbeschule Villingen nahm rasch an Bedeutung zu. Am 23. Februar 1906 beschloss der Gemeinderat, eine weitere Planstelle einzurichten und diese einem ausgebildeten Handelslehrer zu übertragen. Damit war ein weiterer Schritt zu einer selbstständigen Handelsschule getan.

Mit Ausbruch des ersten Weltkrieges zählte die Handelsabteilung über 60 Schüler, diese wurden allein vom späteren Direktor der Schule Theodor Essig unterrichtet.

Von 1915 bis 1918 war die Schule ganz geschlossen. Erst im Oktober 1918 wurde ihr mit dem „Handelsschulkandidat“ Karl Glatt, eine Lehrkraft zugewiesen. Er übergab seinen Dienst im Februar 1918 an den Handelslehrer Theodor Essig, der aus dem Krieg zurückgekehrt war.

Am 1. April 1921 wurde die Handelsschule, unter der Leitung von Herrn Handelsschulvorstand Theodor Essig, selbstständig. Im selben Jahr waren auch erstmals die Mädchen in der Überzahl (85 von 135 Schülern). Das ist bis heute so geblieben. Der Unterricht wurde damals von zwei hauptamtlichen und einer nebenberuflichen Lehrkraft in zwei Klassenräumen und einem Schreibmaschinensaal im Gebäude der damaligen Oberrealschule abgehalten.

Schon damals war man bemüht, den Schreibmaschinensaal modern auszustatten, allein es fehlte an Geld und Lehrkräften.

Um den Wünschen aus Industrie und Praxis zu entsprechen, hatte sich die Schule schon 1921 entschlossen, Unterricht in englischer Sprache anzubieten (1926 kommt Französisch dazu).

Auch um das gesundheitliche Wohl der Schüler und Lehrer machte man sich damals Sorgen. Der erste Weltkrieg war immer noch durch seine Folgen präsent: So kann man im Jahresbericht 1921 lesen:

„Besonders unter den Schülern der dritten Klassen fühlt man den Mangel an väterlicher Erziehung, welche wegen der durch den Krieg bedingten, jahrelangen Abwesenheit der Väter leider allzulange aussetzte.(...)“

Der Gesundheitszustand von Lehrern und Schülern war ein zufriedenstellender. Dadurch, dass der Kaufmannslehrling unserer Tage schon mehr als eine bezahlte Arbeitskraft betrachtet wird, hat die Schule mehr als früher gegen das Bestreben, die Lehrlinge vom Unterricht ferne zu halten, anzukämpfen. Wir betrachten es deshalb als unsere Aufgabe, die Interessen der Lehrlinge bezüglich ihrer theoretischen Ausbildung durch strengste Handhabung der Schulordnung zu wahren.“

Auch die Sorgen um den Fleiß der Schüler haben sich in den letzten Jahrzehnten wohl nicht geändert, der Bericht fährt nämlich fort:

„Sehr zu beklagen ist, dass ein Teil der Schüler es am nötigen Fleiß im Unterricht und bei der Anfertigung der Hausaufgaben fehlen lässt. Der große Nutzen einer guten Schulbildung wird von vielen noch zu wenig erkannt und geschätzt. Eine wachsende Verflachung und Blasiertheit unter der her-

anwachsenden Jugend muss leider festgestellt werden.“ Weiter heißt es: „Die Mädchen sind im Fleiß und der Aufmerksamkeit den Knaben weit überlegen“!

Doch auch für Ablenkung und praktische Erfahrungen wurde durch moderne Medien gesorgt:

„Zur Belebung des Unterrichts dienten, neben den zahlreichen Lichtbildervorträgen, Betriebsbesichtigungen. Es wurden angesehen: Bierbrauerei, Brennerei, Töpferei, Baumwollweberei, Maggiwerke, Salinenbetrieb, Müllerei, Getreidelagerei und Bankbetriebe, Seidenweberei.“ So der Jahresbericht 1921/22.

Obwohl man nun selbstständig war und die Klassen-, Schüler und Lehrerzahlen ständig zunahmen, blieb der Wunsch nach eigenen Räumen noch über 30 Jahre unerfüllt. Man war all die Jahre auf die Gastfreundschaft anderer Schulen, insbesondere des Gymnasiums, angewiesen. Probleme, wie unterschiedliche Unterrichtszeiten, die Bereitstellung eines Aufenthaltsraumes für die „Auswärtigen“, Platz für die Errichtung eines „Musterkontors“ (1924 eingerichtet), blieben dabei zwangsläufig nicht aus.

Von kurzzeitigen Entspannungsphasen abgesehen, sind Raumnot und Lehrermangel bis heute ein Dauerproblem.

Die stetige Aufwärtsentwicklung der Schule setzte sich fort. Bereits 1924 wurde der Schule ein weiterer Zweig angegliedert, die „Höhere Handelsschule“, eine zweijährige berufsvorbereitende Vollzeitschule, die zur Mittleren Reife führte (Vorläuferin der heutigen Wirtschaftsschule). Diese Schulart wurde von den Jugendlichen gut angenommen und bekam auch bei der örtlichen Wirtschaft einen guten Ruf. Im Jahre 1924 hatte die Schule 248 Schüler und Schülerinnen und vier hauptamtliche Lehrkräfte sowie einen Referendaren.

Von besonderer Bedeutung war auch das Schuljahr 1928/29. Es brachte gleich drei wichtige Neuerungen: die Aufteilung der dritten Klassen der Berufsschule in Fachklassen für Spedition, Großhandel und Kleinhandel und die erste Kaufmannsgehilfenprüfung, an der sich neben 60 Lehrlingen auch 52 Gehilfen beteiligten sowie die Einrichtung der „Einjährigen Höheren Handelsschule“ für Schüler

mit mittlerer Reife. Damals mussten die Schüler noch Schulgeld bezahlen. Es wurde durch die Stadtkasse in 10 Raten erhoben. Schüler der Pflichthandelsschule zahlten DM 4,50 per Rate, Schüler der Höheren Handelsschule DM 12,00 per Rate.

Versucht man, an Informationen über die Zeit des Dritten Reiches zu gelangen, so werden Akten und Auskünfte dünner, wenngleich nicht weniger interessant.

Außer dem weiteren Anstieg der Schüler- und Klassenzahlen (1936/37 wird von einer Zunahme um 50%, im Vergleich zum Vorjahr berichtet), macht sich auch der Nationalsozialismus in der Schule bemerkbar. Der Jahresbericht des Direktors Theodor Essig 1934/35 vermerkt dazu:

„Wichtige weltgeschichtliche Ereignisse kennzeichneten das nun vergangene Schuljahr als ein Jahr von ganz besonderer Bedeutung. Im Innern erbrachte die fortschreitende Besserung auf allen Gebieten den Beweis des großen Vertrauens, das der Regierung des neuen Reiches aus allen Schichten der Bevölkerung entgegengebracht wurde. Dieser überwältigende Eindruck blieb auch auf unser Verhältnis zum Ausland nicht ohne Einfluß. Als zwei mächtige, tragende Eckpfeiler des neuen Reiches erwiesen sich im vergangenen Jahr die Heimkehr unserer Saar und die Rückgewinnung unserer Ehre und Gleichberechtigung. Auch auf unsere Schüler blieben diese gewaltigen Ereignisse, deren wir in einer Schulfeierstunde gedachten, nicht ohne Einfluß. Ihre Liebe zu Volk und Vaterland und ihre Treue und Verehrung zum Führer und Kanzler, Adolf Hitler, bekamen einen mächtigen, neuen Auftrieb.(...)“

Die Freizeit und wohl auch Zeit, die die Schüler besser zum Lernen gebraucht hätten, wird in diesen Jahren schon von der HJ bestimmt, von bis zu 4 Abenden pro Woche ist die Rede. Die aufkommende Problematik, die bis ins Ministerium gelangt ist, schlägt sich ebenfalls im Jahresbericht nieder.

„Die Beanspruchungen unserer Schüler durch die Veranstaltungen in der HJ haben im vergangenen Jahr nachgelassen. Die entsprechenden Erlasse des Ministeriums in Verbindung mit der badischen

HJ-Führung haben in Verbindung mit persönlichen Rücksprachen mit der örtlichen HJ-Führung hier Besserung gezeigt. Am meisten belastet sind immer noch die in Lehrstellen befindlichen jungen Leute. Ist der örtliche HJ-Führer ein Mittelschüler (...), so unterliegt er leicht der Gefahr, die Freizeiten eines Mittelschülers als Maßstab für die Inanspruchnahme seiner H-Jungen zu benützen. Er denkt nicht daran, daß kaufm. Lehrlinge oft erst um halb 8 Uhr müde nach Hause kommen, noch zu Abend essen sollten und auch noch erst in den Abendstunden ihre Schul-aufgabe zu erledigen haben.“

Kritisch wird weiterhin angemerkt:

„Im allgemeinen wird ja immer wieder die Beobachtung gemacht, daß es gerade die weniger eifrigen Schüler sind, die eine Abhaltung durch die HJ sich sehr gerne gefallen lassen und solche als Entschuldigung nehmen, wenn sie ihre Aufgaben nicht gemacht haben.“

Im gleichen Jahr (1934/35) wird festgestellt, dass in manchen Klassen 100% der Schüler in der HJ organisiert sind. 1936 sind 99% der Schüler der Höheren Handelsschule in der HJ. In der Pflichtschule beträgt der Prozentsatz nur 65%. In den folgenden Jahren wird immer wieder begeistert über Sportfeste und Feierstunden unter dem Banner des Dritten Reiches und dem Abbild des Führers berichtet. Natürlich hatten auch alle Lehrkräfte rückhaltlos zum neuen Staat zu stehen. Viele von ihnen waren im Nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB) organisiert. Wie der Ablauf der Feiern, so änderten sich in diesen Jahren auch die Lehrinhalte in einigen Fächern drastisch. Erinnerung sei hier vor allem an die sog. „Deutschkunde“ und die Vermittlung der Rassenlehre in verschiedenen Fächern. Auch die Schüler- und Lehrerbibliothek wird mit einschlägiger Literatur ausgestattet.

Über den sittlichen Umgang, gerade seiner Schülerinnen, machte sich der Rektor 1935 auch so seine Gedanken.

„In den Klassen der Pflichthandelsschule macht sich besonders unter den Mädchen der Einfluß Villingens als Soldatenstadt sehr geltend. Mehrfach mußte gegen den Wirtschaftsbesuch von Schülerinnen mit Soldaten eingeschritten werden.

Es handelt sich hier meist um Mädchen aus der dritten Klasse.“

Auch in späteren Jahren blieben der Verstoß gegen das Tanz- und Rauchverbot und der Umgang mit Soldaten in der Garnisonsstadt Villingen ein ernstliches Problem.

Am 18. August 1937 wird die Schule nach dem Fabrikanten Hermann Schwer benannt, dem Inhaber der Saba-Radio-Werke in Villingen. 1950 wird diese Benennung zurückgenommen, weil Hermann Schwer eine belastete Beziehung zum Nationalsozialismus hatte.

Ab dem Jahre 1938 finden sich in den Jahresberichten Bemerkungen über die Abwesenheit von Schülern und Lehrern aufgrund von Wehrübungen. Bereits die ersten Kriegsjahre trafen die Schule hart. Mit Kriegsbeginn (1. Sept. 1939) wurde die Schule mit sämtlichen Schulräumen von einer Fliegerstaffel beschlagnahmt und belegt. Im September wurden die Räume wieder freigegeben und der Unterricht in den beiden höheren Klassen mit nur zwei Lehrkräften wieder aufgenommen. Für die vier zum Kriegsdienst eingezogenen männlichen Lehrkräfte wurde ein Studienassessor aus Rastatt zugewiesen. In den folgenden Jahren werden die männlichen Lehrkräfte immer wieder eingezogen, abgeordnet, beurlaubt und teilweise durch weibliche Lehrkräfte ersetzt. Einige von ihnen kehren aus dem Krieg nicht wieder zurück. Wegen des Unterrichtsausfalls mussten die Prüfungsanforderungen in diesen Jahren ebenfalls herabgesetzt werden. Wegen großer Kälte und um Licht und Kohle zu sparen, wurden 1940/41 die Herbst- und Weihnachtsferien zusammengelegt. Das Schuljahr wurde in drei Drittel aufgeteilt. Und die Schule wechselte ihren Träger. Sie wurde von der Stadtverwaltung Villingen an das Landratsamt Villingen überführt, das auch heute noch Schul- und Kostenträger ist.

In den Sommerferien und während der Schulzeit, an den Samstagnachmittagen und Sonntagen der Heu-, Getreide- und Kartoffelernte, leisteten auch Schüler der Handelsschule Villingen Erntehilfe, gemäß dem Erlass des Reichserziehungsministers. 1942 standen der Schule, bei 9 Klassen und 212 Schülern, noch ganze drei Lehrkräfte zur Verfüg-

ung. Erneut gibt es zu Beginn des Jahres 1942 zwangsweise „Kohleferien“. Für kurze Zeit wurde der Unterricht in das Sitzungszimmer des Stadtrates verlegt. Als jedoch die Kienzle Uhrenfabriken und Kaiser Uhren Räumlichkeiten anboten, zog man es vor, das Angebot der Firma Kaiser zu nutzen. So fand der Unterricht im Februar und März in den Repräsentationsräumen dieser Firma statt. Im ersten Nachkriegsjahr erhielten die Klassen der Handelsschule unter dem neuen Rektor Dr. Josef Rappenecker wieder vollen Unterricht. Direktor Essig, der die Schule von 1911-1945 geleitet hatte, wurde im Zug der politischen Säuberung pensioniert. Es wird auch von der mangelnden Ernährung der Schüler berichtet. Die Bücherei ist wohl von einer „Säuberung“ betroffen, nach der nur noch 50 Prozent des Bestandes vorhanden waren. Des Weiteren mussten wertvolle Bücher und Karten an die französische Wirtschaftsforschungsstelle abgegeben werden.

Kurz vor Schluss des Schuljahres 1946/47 konnte die Schule, nach fünfmaligem Umzug während des Krieges, wieder in das Gebäude am Romäusring (Erdgeschoss) zurückkehren. Doch die zuletzt als Lazarett genutzten Räume mussten erst einmal wieder hergerichtet werden. Auch mit der Schulküche sah es schlecht aus. Sie war in den Wirren des Krieges teilweise geplündert, teilweise mit ihrem Inventar „anderen Zwecken zugeführt worden“, so der Jahresbericht. Auch herrschte Not an Papier und Büchern.

Erst das Jahr 1953 brachte wieder eine besonders wichtige und langersehnte Veränderung. Erst damit konnte man in ein eigenes Schulgebäude einziehen, in die umgebaute und renovierte ehemalige Gewerbeschule an der Bertholdstraße, gegenüber der heutigen Tonhalle. Endlich hatte man auch nach außen den Status einer „richtigen Schule“.

1957 konnte man schließlich, Dank des zähen und unermüdlichen Einsatzes des damaligen Schulleiters, Studiendirektor Lothar Schill, die „Wirtschaftsoberschule“ (das heutige Wirtschaftsgymnasium) feierlich eröffnen.

Wegen dieser neu eingegliederten Schulart und dem Anstieg der Schülerzahlen in den anderen

Schularten, wurde das erst 1953 bezogene Schulhaus schon bald wieder zu klein.

Der Kreistag des damaligen Kreises Villingen beschloss deshalb im Frühjahr 1958 den Bau einer neuen Schule an der Herdstraße. Für die damals 594 Schüler war das Gebäude schon lange zu klein geworden und man hatte zwei Räume des Gasthauses „Zur Krone“ als Außenstelle nutzen müssen. Ostern 1961 konnte das neue, geräumige und gut ausgestattete Gebäude bezogen werden. Die Schülerzahl war inzwischen auf 627 angestiegen. Sie sollte in den folgenden Jahren weiterhin stetig wachsen.

Die wilden letzten Sechziger- und ersten Siebzigerjahre verlaufen an den Kaufmännischen Schulen I in Villingen scheinbar friedlicher als im Rest der Republik. Nach einem, wohl entgegen den Erwartungen, harmonisch verlaufenen Sommerfest, schreibt der damalige Direktor 1968:

„Ich bin sicher, dass die Handelslehranstalten Villingen, wenn sie auf diesem Wege weitergehen, von den allseits bekannten Entgleisungen der Schüler der Oberstufe nicht nur verschont bleiben werden, sondern darüber hinaus beispielgebend für eine nachahmenswerte Zusammenarbeit zwischen Lehrer- und Schülerschaft wirken können.“

Im gleichen Jahr 1968 muss die Schulleitung den Schulträger erneut auf auftretenden Raummangel hinweisen. Die Schule hat nun 1077 Schüler.

1971 war schließlich mit 1387 Schülern der absolute Höchststand erreicht. Die Raumnot wurde unerträglich.

Ein weiterer Punkt von großer Bedeutung für das Schulleben war die Umsetzung des Schulentwicklungsplans II, die im Schuljahr 1971/72 begann und die neben der Einführung des strengen Fachklassenprinzips in der Berufsschule auch die Abga-

be der Bürogehilfinnenklassen und der „Einjährigen Höheren Handelsschule“ (0-Klasse) an die Kaufmännischen Schulen Schwenningen mit sich brachte.

Erst 1975 beschloss der Kreistag des Schwarzwald-Baar-Kreises, im Rahmen seines umfangreichen Schulbauprogramms, einen Erweiterungsbau. Im Herbst 1981 wurde mit dieser Baumaßnahme begonnen und zu Beginn des Schuljahres 1982 konnten die beiden neuen Klassenzimmer und Fach-Räume bezogen werden. 1993 kommen die bis dahin selbstständigen Kaufmännischen Schulen St. Georgen als Außenstelle zu den Kaufmännischen Schulen I VS-Villingen. Die Gesamtschülerzahl dort betrug 76. Doch bereits 1997 wird die Außenstelle wegen Schülermangels und aus Gründen der Konzentration aufgelöst.

1998 erhält die Schule im Schulversuch die Ausbildungsgänge „Finanzassistent/-in“ und „Industriekaufmann/-frau mit internationalem Wirtschaftsmanagement und Fremdsprachen“ als Duales Berufskolleg für Abiturienten.

In den Jahren 2000 und 2001 finden Modernisierungsarbeiten statt, vor allem zur besseren Isolierung der Gebäude und Gestaltung der Klassenzimmer.

Heute besuchen 1200 Schüler die Kaufmännische Schule. Ihr Einzugsgebiet geht weit über Villingen hinaus. Auch heute noch bietet die Schule ihren Schülern, durch engen Kontakt zur Wirtschaft, ständige Modernisierung (z. B. Anschaffung moderner PCs und die Einbeziehung der neuen Medien und ihrer Anwendung in den Unterricht) und die laufenden Ergänzungen ihrer Sammlungen, die bestmögliche Vorbereitung für ihr späteres Berufsleben, bzw. Studium.

Schmiedemeister mit vielen Begabungen

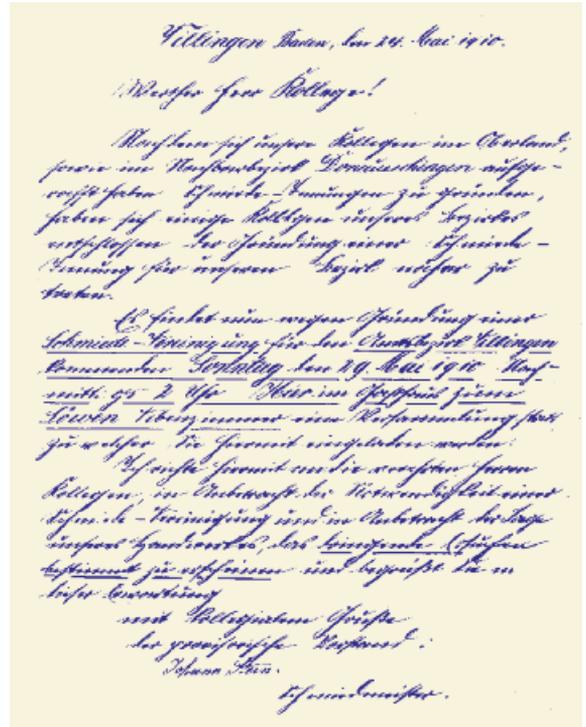
Hermann Colli

Hans Stern blickt auf drei Generationen erlebter
Villinger Handwerksgeschichte zurück

Als vor dreizehn Jahren die Esse in der Werkstatt an der Voltastraße erlosch und der Hans Stern seinen Lederschurz an den berühmten Nagel hängte, ging ein gutes Stück Villinger Handwerkstradition zu Ende: Die Ära der bekannten und geschätzten Huf- und Wagenschmiede Stern! Der Schritt in den Ruhestand ist dem stets umtriebigen Handwerksmeister, der mit großer Liebe an seinen Beruf hing, nicht leicht gefallen. Aber er ließ sich nicht vermeiden, denn die Baupläne des Arbeitsamtes an der Landwattenstraße vereinnahmten 1988 auch das Grundstück des ehemaligen Villinger Gaswerkes, in dessen Übergabestation Hans Stern, nach zwei Umzügen, seine letzte Schmiedewerkstatt betrieb.

Wenn es so etwas wie Schmiedeblood gibt, dann hatte Hans Stern eine Menge davon in den Adern. Geerbt von den Vorfahren. In der Rietstraße 23, einem rund 400 Jahre alten Bürgerhaus, das heute mit seinem bunten blumengeschmückten Erker zu den schönsten in der Fußgängerzone gehört, hatte im Januar 1888 der Großvater, Johann Stern, die Huf- und Wagenschmiede gegründet. Er und seine Frau Agnes hatten sicher keinen leichten Stand, denn in Villingen gab es auf diesem Gebiet jede Menge Konkurrenz.

Der Enkel Hans, kann heute noch aus dem Stand heraus vier Betriebe aufzählen, die sich in seiner Jugendzeit allein innerhalb der Stadtmauern befanden. In der Oberen Straße 19 betrieb Eugen Kress eine Huf- und Wagenschmiede und in der Gerberstraße 34 „residierte“ Schmiedemeister Hofsäß; Richard Fleig hatte seine Werkstatt in der Bickenstraße 14 und dann loderte in der Rietstraße 23 ja die Esse von Hans' Großvater Johann. Dieser war übrigens nicht nur ein tüchtiger Handwerksmeister sondern auch ein weitsichtiger Mann, der frühzeitig die Weichen für eine Berufsvereinigung stellte.



Gründer der Schmiedeeinnung

Das ist einem Schreiben zu entnehmen, das Hans Stern bei seinen zahlreichen gesammelten Dokumenten aus der Familienhistorie fand. Darin wendet sich der „provisorische Vorstand“ Johann Stern am 24. Mai 1910 mit „kollegialem Grusse“ an seine Kollegen und lädt auf Sonntag, den 29. Mai, zur Gründung einer Schmiede-Innung ins Gasthaus Löwen ein. In dem Brief heißt es unter anderem: „Nachdem sich unsere Kollegen im Oberland, sowie im Nachbarbezirk Donaueschingen aufgerafft haben, Schmiede-Innungen zu gründen, haben sich einige Kollegen unseres Bezirks entschlossen, die Gründung einer Schmiede-Innung für unseren Bezirk zu beraten.“ Damit werden die Schmiede aus Villingen und Umgebung zur Gründungsversammlung eingeladen. Johann Stern, der

sich zum Wortführer der Kollegen machte und somit wohl als einer der Gründerväter der Innung bezeichnet werden kann, war diese Sache eine Herzensangelegenheit. Das geht aus seinem mahnen- den Aufruf hervor: „Ich richte hiermit an die ver- ehrten Herren Kollegen, in Anbetracht der Not- wenigkeit einer Schmiede-Vereinigung und in Anbetracht der Lage unseres Handwerkes, das dringende Ersuchen, bestimmt zu erscheinen...“

Das Schreiben ist in gestochener Sütterlinschrift verfasst und man kann sich nur wundern, wie eine Hand, die schwere glühende Eisenstücke mit dem Schmiedehammer auf dem Amboss in die ge- wünschte Form bringt, solche filigrane Buchstaben auf das Papier malen kann. Oder hat am Ende seine Frau Agnes – die Maidle waren in der Schule bekanntlich im Schönschreiben den Buben immer etwas überlegen – den Brief geschrieben und der Meister hat nur seine Unterschrift darunter ge- setzt? Spekuliert werden darf jedenfalls. Und die Historie wird dadurch sicher nicht verfälscht.

Dieser Brief ist jedenfalls ein wertvolles Dokument für die Handwerksgeschichte in Villingen. Wie aus späteren Schriften, die Hans Stern gesammelt hat, hervorgeht, entstand eine lebendige und schlag- kräftige Schmiedevereinigung, der sich alle Betrie- be im Kreis – und damals gab es in jedem noch so kleinen Dorf einen Schmied! – anschlossen um gemeinsam ihre beruflichen Interessen durchsetzen zu können.

Auf Johann folgte Fritz Stern

Johann Stern übergab 1927 die Schmiede in der Rietstraße seinem Sohn Fritz, der den inzwischen renommierten Betrieb im Sinne des Firmengrün- ders weiterführte und ausbaute. So wurde er Vertragspartner der Landmaschinenfabrik Fahr in Gottmadingen. Die Mechanisierung der bäuerlichen Betriebe bescherte den Schmieden eine neues Aufgabengebiet. Die Landwirte kamen zu ihnen, wenn an der Mähmaschine oder dem Getreidebin- der etwas kaputt war. Und das war damals, als die Landwirtschaft hier noch eine bedeutende Rolle spielte, recht oft der Fall. Der Spruch: „Geh' zum Schmied und nicht zum Schmiedle“ wurde von den Bauern recht oft beherzigt.



Die Huf- und Wagenschmiede Stern in der Rietstraße 23 im Jahre 1923. Der 2. von links auf dem Bild ist Firmengründer Johann Stern, rechts und links neben ihm zwei stämmige Schmiedegesellen und ganz rechts Fritz Stern, der Vater von Hans Stern. Aus dem Fenster des Erkers, der mit dem Zeichen der Schmiedezunft geziert ist, blickt die Großmutter des letzten Schmiedemeisters, Agnes Stern.

Leider verstarb Fritz Stern, der einige Jahre Ober- meister der Schmiedeinung war, schon mit 44 Jahren. Das war 1939. Sein Sohn Hans, 1925 ge- boren, ging noch zur Schule. Die Mutter, Emma Stern, geborene Distel, führte den Betrieb, in dem Hans 1940 seine Lehre begann, weiter. Als der aus- bildende Geselle den Soldatenrock anziehen mus- te, konnte der „Schmiede-Stift“ seine Lehre bei Matthias Müller in Mönchweiler beenden. 1942 machte er die Gesellenprüfung, zu der er – kriegs- bedingt – früher zugelassen wurde.

Mit der weiteren beruflichen Karriere war es aber zunächst vorbei. Er musste zum Arbeitsdienst und danach zur Wehrmacht. Auch hier kamen ihm seine beruflichen Kenntnisse zugute, denn er kam zur Bespannten Artillerie, bei der ein Geschütz noch von sechs Pferden gezogen wurde. Da war man froh, wenn man einen Fachmann dabei hatte, der mit Rössern umgehen konnte. Als Soldat wur- de er bei der Invasion der Alliierten in der Nor- mandie verletzt, kam in ein Lazarett der Amerika- ner und landete schließlich als Gefangener in den USA. Nach seinem eineinhalbjährigen unfreiwilligen Besuch in den Staaten kehrte er 1946 nach Hause zurück.

Neuaufbau und Weiterbildung

Jetzt erst begann praktisch seine berufliche Laufbahn. Mit einer Sondergenehmigung durfte er den elterlichen Betrieb weiterführen. Neben dem Neuaufbau, der auf Grund des völligen Zusammenbruchs der deutschen Wirtschaft äußerst schwierig war und viel Kraft, persönliche Initiative und Mut zum Risiko erforderte, kam jetzt die Weiterbildung. Kurse, Lehrgänge und Schulungen vervollständigten das Berufsbild. Am 31. Mai 1949 machte er in Konstanz seine Meisterprüfung. Danach gingen zwölf Lehrlinge durch seine Schule. Einige von ihnen haben sich inzwischen schon einen eigenen Betrieb aufgebaut. 1989 wurde er mit dem Goldenen Meisterbrief ausgezeichnet.

Blicken wir noch einmal zurück auf die Ausbildungszeit. Da ist zum Beispiel ein Lehrgang an der Hufbeschlagschule in Emmendingen. Dort lernen die Absolventen nicht nur wie man Pferden, Ochsen und Kühen fachgerecht neue Hufeisen verpasst, sondern sie müssen eine ganze Menge über die Anatomie der Tiere wissen. Da heißt es neben der praktischen Arbeit, die Nase in die Fachbücher zu stecken und ganz schön büffeln. Offensichtlich



Hans Stern schnupperte schon früh Schmiedeluft. Hier stellt er sich als Zweijähriger mit zwei strammen Gesellen und einem, auf neuen Hufbeschlag wartenden Ross vor.

hat das der Sterne-Hans, wie ihn seine vielen Freunde nennen, auch getan und es hat sich herumgesprochen. Als in den 60er Jahren einmal ein Zirkus in Villingen gastierte und eine Elefantendame Probleme mit ihren Hufen bekam, wurde der Villingener Handwerksmeister zur Behandlung ins Elefantenzelt geholt. Und da war keine Mani- oder Pediküre gefragt, sondern fachliches Wissen und Können.

Ein einschneidendes Ereignis vollzog sich 1974, als er wegen der Einrichtung der Fußgängerzone seinen Betrieb aus der Rietstraße verlegen musste. In der Kanzleigasse, im Gebäude in dem sich früher die Villingener Milchzentrale befand und wo zuvor Hermann Ummenhofer seine Kupferschmiede betrieb, richtete er sich neu ein. Doch als der Umbau der Karl-Brachat-Realschule begann, musste er auch hier seine Zelte wieder abbrechen. In Nachbarschaft des Schlachthofes ging dann – wie anfangs berichtet – das letzte Kapitel der Ära Schmied Stern über die Bühne. Nach genau hundert wechselvollen Jahren – von 1888 bis 1988 – verschwand der Name des angesehenen Handwerksbetriebes aus der Villingener Unternehmenskartei.

Rentner mit vielfältigen Interessen

Doch Hans Stern ist kein Mensch, der als Rentner die Hände in den Schoß legt. Seine vielen Interessen sorgen schon dafür, dass es ihm im Ruhestand nicht langweilig wird. Er hat sich immer Aufgaben der Gesellschaft gestellt. Als Schriftführer führte er elf Jahre lang die Bücher der Schmiedeinnung. Bei der Feuerwehr ist er seit 1948 aktiv. Wenn heute auch nicht mehr als Oberbrandmeister und Zugführer des ersten Löschzuges, so doch als Leiter der Altersabteilung, der dafür sorgt, dass die Florians-Senioren die Verbindung zur aktiven Truppe nicht verlieren.

Ein ganzes Kapitel wäre auch über den Narro Hans Stern zu schreiben, der schon 1947 in den Rat der Villingener Narrozunft berufen wurde und seit 1990 deren Ehrenmitglied ist. Im gleichen Jahr wurden seine Verdienste um das heimische Brauchtum auch mit der Verleihung des Narrenbeckers gewürdigt.

Es wären noch einige andere Vereine anzuführen, in denen der jetzt 76jährige Schmiedemeister aktiv war und ist. Dazu zählt auch der Geschichts- und Heimatverein Villingen. Er gehört zu den fleißigsten Versammlungsbesuchern, nimmt, so weit es ihm möglich ist, an den geschichtlichen Exkursionen teil und hat sich besonders als Austräger der Vereinspost über viele Jahre hinweg große Verdienste erworben. Durch seine „Botengänge“ hat er – wie auch viele andere Mitglieder dieses Kreises – dem GHV eine Menge Portogeld gespart.

steht in der Abteilung für Villingen Handwerks- und Industriegeschichte neben dem großen Original und zeigt anschaulich, wie der „große Bruder“ einst funktionierte.

Jetzt hat der Handwerksmeister im Ruhestand ein weiteres Schmuckstück fertiggestellt: Die Sägemühle vom früheren Behlishof in Unterkirnach, die heute im Freilichtmuseum in Neuhausen ob Eck steht und jährlich tausenden von Besuchern Einblick in die Arbeitsweise der Schwarzwälder Holzsäger früherer Generationen vermittelt.



Auch als Modellbauer ein Meister

Zum Schluss sei noch eine andere Leidenschaft von Hans Stern angesprochen: Der Modellbau. Was in vielen Jahren in der Freizeit unter seinen geschickten Händen an maßstabgerechten Nachbauten von Oldtimern und anderen interessanten Dingen entstanden ist, könnte ein kleines Museum füllen. Seit 1989 darf sich das Franziskanermuseum auch über eine Arbeit des Villingen Bastlers freuen. Im Maßstab 1:10 hat er den legendären Schwanzhammer des ehemaligen Hammerwerkes Laun nachgebaut. Das voll funktionsfähige Modell

Hans Stern hat in vierjähriger mühevoller Arbeit die wassergetriebene Anlage im Maßstab 1:17 detailgetreu nachgebaut und kann an diesem 130 mal 85 Zentimeter großen Modell demonstrieren, wie der Alltag in der Unterkirnacher Säge bis vor rund 50 Jahren ablief. Wen wundert es, dass sich das Franziskanermuseum auch für dieses „Stern-Werk“ interessiert und es gerne in seinen historischen Mauern der Öffentlichkeit präsentieren würde? Am Museumstag 2001 durften die Besucher das Modell schon einmal unter die Lupe nehmen.

„Mein Reichtum liegt im Mangel an Bedürfnissen“

Der Villingener Kunstschmied blickt zurück auf Leben und Werk
Villingener Handwerksgeschichte zurück

Wohl dem, der eine Heimat hat! –

Was ist Heimat?

Erstens: die Gegend aus der man stammt, in der man geboren ist. – Es ist aber auch zweitens: die Gegend, in der man lebt und seinen Lebensunterhalt verdient.

So gesehen habe ich zweimal eine Heimat. Da ist zunächst Oberkirch im Renchtal, wo ich die ersten zehn Jahre meiner heiteren Kindheit erlebt habe. 1924 geboren in der „Oberen Linde“, einem stattlichen Fachwerkhaus mit der Jahreszahl 1659, einem Haus mit großer Vergangenheit. Es stand bereits als J. Christoph von Grimmelshausen im nahegelegenen Gaisbach das Wirtshaus „zum Silbernen Stern“ umgetrieben und dort, wenigstens zum Teil den bedeutenden Roman „Simplicius Simplicissimus“ geschrieben hat. Heute ist die „Obere Linde“ ein renommiertes Romantik-Hotel. Meine Eltern kommen aus Oberkirch. Mein Vater war Filialleiter der Vorgängerin der späteren Deutschen Bank. Das Mittagessen nahm er in der „Oberen Linde“ ein und lernte dabei Lindenwirts blondes Töchterlein kennen, schätzen und lieben. Die beiden schlossen 1921 den Bund fürs Leben. Mein Vater war in seinem Beruf ein tüchtiger Mann. 1934 stieg er auf vom Bankvorstand im kleinen Oberkirch zum Bankdirektor im viermal größeren Villingen, später dazu noch mit Filialen in Schwenningen und Triberg. – Die ganze Familie – Vater Erwin, Mutter Luise und die drei „Walzenbuben“ Günther, Klaus und Hannsheinrich – zog 1934 aus dem heiteren Weinstädtchen Oberkirch, wo der Riesling Klingelberger heißt, in das von einer Stadtmauer umschlossene und von stattlichen Türmen und Stadttoren bewehrte Villingen mit seiner großen Vergangenheit, das mir zur zweiten Heimat geworden ist. Mit über 700 Meter Höhe ist das Klima allerdings rauher als



Klaus Walz, hier beim Betrachten einiger Bilder seiner zahlreichen Kunstschmiedearbeiten.

in der Ortenau mit den Reben und Obstbäumen, Kirschen und Erdbeeren und Laubwäldern mit Esskastanien. Dafür gibt es hier oben im Schwarzwald ausgedehnte Fichten- und Tannenzwälder, gesunde Luft und früher wenigstens richtige Winter, mit viel Schnee – schön für die Kinder und Skifahrer, zu denen auch ich zähle. Das hat sich die letzten 30 Jahre geändert. „Leider“ sagen die Skifahrer, „Gott sei Dank“ die nicht Wintersport treibenden. Es kommt halt auf den Blickwinkel an. Und allen kann es der liebe Gott sowieso nicht recht machen.

Wenn es stimmt, dass die Umwelt und die ersten Lebensjahre den Menschen prägen, trifft das in hohem Maße bei mir zu. „Vom Vater hab ich die Statur“ – die Renchtäler sind ein kleinwüchsiger Menschenschlag – und die Beharrlichkeit in der Verfolgung eines Zieles. Dagegen vom „Mütterchen die Frohnatur“, die Freude am Leben, „die Lust zu fabulieren“ und das oft in Reimen und Versen. Acht Jahre lang besuchte ich das Romäus-

ring-Gymnasium, damals hieß es noch Immelmansschule, nach einem Jagdflieger aus dem ersten Weltkrieg. Im Frühjahr 1942 das Abitur, als freiwilliger zu den Fallschirmjägern, ab nach Afrika, Gefangenschaft, Südafrika, kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten, England und im Dezember 1946 nach viereinhalbjähriger kostenloser und immer gut verlaufenen Weltreise wieder daheim – und stehe vor der Berufswahl. Da ich praktisch veranlagt bin, recht geschickte Finger und eine Neigung zur Kunst habe, entscheide ich mich schnell für den Beruf des Kunstschmieds mit dem Endziel einer eigenen Werkstatt. Lehrzeit in Triberg. Zwei Jahre als Geselle in einer Kunstschmiede in Schwenningen. Zwei Jahre in einer bedeutenden Werkstatt in Köln, daneben Kurse im Zeichnen und Gestalten in den Kölner Werkschulen. Ich gehe oft ins Theater, in die Oper und lerne dabei meine spätere Frau kennen. Dann für zwei Jahre auf die Meisterschule nach München, wohin es – nicht ganz zufällig – auch meine Lebensgefährtin zur Fortsetzung ihres Studiums gezogen hat. Neben der Schule Zeichenkurse an der Akademie. Es bleibt genügend Zeit für Oper, Theater, Konzerte, Museen, Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung – München bietet ja so viel! 1954 Prüfung zum Kunstschmiedemeister.



Gitter von Klaus Walz am Innenhof zwischen Münster-Gemeinde-Zentrum und Benediktinerkirche.

Zurück nach Villingen und Bau einer Werkstatt in der Vockenhauser Straße; damals ein außerhalb der Stadt liegender Fahrweg, heute die große Einfahrtsstraße von Norden in die Stadt. 1955 haben

wir geheiratet. In der Werkstatt angefangen mit einem Lehrling. Gefertigt was gerade verlangt wurde: Gitter jeder Art, Tore, Geländer, Reparaturen. Das Geschäft läuft gut, interessante Aufträge im kommunalen, sakralen und privaten Bereich. Ich entwickle meinen eigenen Stil. Die Werkstatt wird größer, sieben Gesellen und drei Lehrlinge, wie die Auszubildenden (Azubis) damals noch hießen. Die Zahl der Mitarbeiter wird mir zu groß; das geht auf Kosten der Qualität und zwingt zu Serienprodukten. Ich reduziere auf drei bis vier tüchtige Gesellen. Aber die drei Lehrlinge müssen bleiben, um guten Nachwuchs heranzubilden. Die Werkstatt wird bekannt im weiten Umkreis. Gute Zusammenarbeit mit Architekten, Denkmalpflege, kommunalen und kirchlichen Bauämtern, schöne Aufträge für Kirchen und Dome in Köln, Frankfurt, Heidelberg, Insel Reichenau, mehrere Klöster, Victoria & Albert Museum in London.



Votivleuchter von Klaus Walz, Bronze geschmiedet.

Was mich besonders freut: mit meinen Arbeiten kann ich beitragen zur Verschönerung unserer liebenswerten Stadt: Wirtshaus- und Geschäftsschilder, Gitter, Tore, Brunnen, sakrales Gerät,



Leuchter vor dem Nägelinskreuz im Villingener Münster.

Schriften, Leuchter, Grabzeichen und manches andere. Ein bisschen weh tut's schon, wenn dies und jenes aufkommt, was nicht gerade zur Verschönerung des Stadtbildes beiträgt...

Um meiner bürgerlichen Verpflichtung dem Handwerk gegenüber nachzukommen, war ich neun Jahre lang Obermeister der Metallinnung, danach sechs Jahre Präsident der Kunstschmiede und Metallgestalter von Baden-Württemberg. Beide Ämter machten viel Arbeit, aber auch viel Freude. Auch heute noch bin ich gern mit Rat und Tat in der Kunstschmiede tätig, wenn ich gebraucht werde; ohne mich aufzudrängen.

Meiner Frau bin ich dankbar, dass ich mich 40 Jahre lang um die Werkstatt und alles, was damit zusammenhängt kümmern konnte und sie mich entlastet hat von allem Bürokratismus, der zwar sein muss, mir aber überhaupt nicht liegt. Und so ganz nebenbei hat sie uns drei stramme Söhne geboren, die mit ihren Frauen und Enkelkindern gern nach

Villingen ins Elternhaus kommen und sich hier wohl fühlen.

Eine meiner Freizeitbeschäftigungen ist das Zeichnen und Malen von Aquarellen.

Seit der Übergabe meiner Werkstatt (1990) an meine Nachfolger habe ich dafür mehr Muse. Die Welt ist für mich farbiger, geheimnisvoller, schöner geworden, weil ich sie mit Maleraugen sehe.

Von klein auf hat die sportliche Bestätigung eine große Rolle gespielt. Im Winter Geräteturnen, im Sommer Leichtathletik, wobei ich es 1940 immerhin zum Deutschen Jugendmeister im Dreikampf gebracht habe. Heute lasse ich es ruhiger angehen, steige aber immer noch gern auf die Berge oder trabe durch den Germanswald, um mich wohl zu fühlen und in Form zu halten. Und im Winter habe ich viel Freude im Skilanglauf und vertraue auf die drei L: Langläufer Leben Länger.

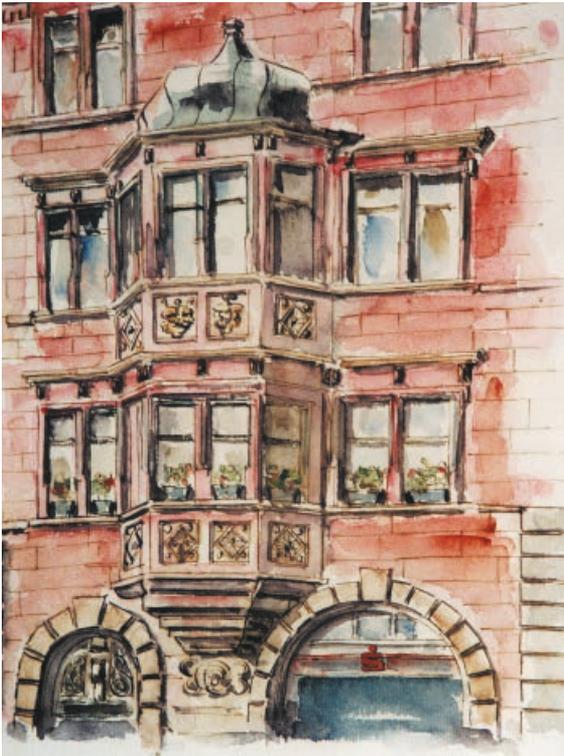
Mit zunehmendem Alter braucht der Mensch immer weniger. So liegt mein Reichtum im

Mangel an Bedürfnissen. Ich bin ein fröhlicher Mensch. Ich schätze den Humor und die kurzweilige Geselligkeit. Der liebe Gott hat es auch in schwierigen Lebenslagen immer gut mit mir gemeint; dafür bin ich dankbar. Was mir viel bedeutet, das ist zunächst meine Familie. Daneben

die Welt des Geistes, ein guter Vortrag, das heitere Gespräch und das gesellige Zusammensein, daran habe ich meine Freude!

Mein Wahlspruch – zu lesen in Herzogenweiler am Schulhaus – 2. Korinther 3,6:

Der Geist ist's der lebendig macht.



Vertraute Winkel aus der Zähringerstadt hat Klaus Walz in zahlreichen Aquarellen ins Blickfeld gerückt. Der prächtige Erker am Honold'schen Haus in der Niederen Straße (oben links) gehört genauso dazu, wie der Blick durch die Rathausgasse auf Münster (oben rechts). Nur noch in der Erinnerung existiert das

alte Konradskirchle am Walkebuck (unten links). Der pensionierte Kunstschmiedemeister und Hobbymaler bringt nicht nur „Althergebrachtes“ mit Wasserfarben aufs Papier, sondern hält auch immer wieder die bauliche Entwicklung der Stadt im Bild fest – wie das Gemälde von der Kutmühle (unten rechts) zeigt.

Historie im Roman erfahrbar gemacht

Hermann Alexander Neugart, vielseitiger Autor

Tochter Elisabeth eifert dem Vater nach

Wolfgang Bräun

Hermann Colli

„Langsam nur und bedächtig ist der Frühling auf den Schwarzwald gekommen, als hätte er sich seinen Einzug auf den Bergen als ein letztes ergötzliches Schauspiel aufbewahrt“. Mit seinem Heimatroman „Das Ratzennest“ machte Hermann Alexander Neugart (1893 bis 1974) eine „Zeit schwerster Heimsuchungen für die Stadt Villingen“ unvergesslich. Und wer das Mittelalter in der Zähringerstadt noch legendärer will, erfasst in einer Zeit des Rittertums, fehde- und raublustig als eine Periode der Landsknechte, der Sündenangst und der existenziellen Nöte, dem kann auch „Der unsterbliche Rebell“ gefallen. Jene eigenartige Geschichte des Villingener Riesen Romeius († 1513), der selbst bis heute alle bedeutenden Männer einer bewegten Stadtgeschichte zu überragen scheint... Ein Gespräch mit Neugarts Tochter Elisabeth, geboren 1921, macht dem neugierigen Fragesteller möglich, den Lebensweg eines Vaters zu skizzieren, der seine geschichtlichen Kenntnisse nicht der „Alma mater“, sondern einer populär-wissenschaftlichen Gründlichkeit in Archiven verdankt, die zwei Romane, unzählige Zeitungsberichte und eine Broschüre hervorbrachte (Villingener Originale).

Ein strenger Schwager

Hermann Alexander Neugart wird als elftes und letztes Kind seiner Familie in Pfaffenweiler geboren; zu einer Zeit, da seine älteste Schwester schon verheiratet ist und dort die Wirtschaft zur „Post“ führt. Als Neugart wenig später Halbweise wird, kann Mutter Emma zwar als Wirtin des „kleinen Storchen“ („Rebstock“) in Villingen für den Unterhalt sorgen, doch Hermann Alexander soll in der Familie der ältesten Schwester und bei einem gestrengen Schwager aufwachsen. Doch der kleine Hermann Alexander ist unruhig, nimmt seinen ganzen Mut zusammen und marschiert nach Villingen zur Mutter, noch bevor er Schulerauge wurde.



Hermann Alexander Neugart

Von der Gerberstraße aus geht er zur Volksschule, und die Mutter sichert die Existenz als Wirtin: „Älterhand für die damalig Ziet“, wie die Enkelin Elisabeth heute feststellt.

Es war wohl die örtliche Nähe zum Verlag und zur Buchdruckerei Müller, dass Hermann Alexander die „schwarze Kunst“ des Buchdrucks erlernte. Später, als Kriegsheimkehrer, hatte er an diesem Beruf Zweifel. Lehrer wäre er gern geworden. Doch ein aufbauender Bildungsgang wurde ihm verwehrt. Eine Kriegsverletzung an der linken Hand, die ihm die Fingerstellung verkrampfte, galt als zu deutlicher körperlicher Mangel, was sich Schulkinder als „Spott“ hätten erwähnen können... Hermann Alexander Neugart heiratet wenig später die Villingenerin Hedwig Schober und wird hier heimisch. Als Buchdrucker-Geselle führten ihn nämlich seine Wanderjahre „auf der Walz“ bis nach Italien. Während Neugart mit dem Rucksack und meist zu Fuß unterwegs war, Mitfahrgelegenheiten



Auch an figürliche Darstellungen wagte sich Hermann Alexander Neugart heran. Hier ein Bildnis seiner Mutter.

waren selten, pendelte ein Koffer postalisch hin und her: mal gefüllt mit frischer Wäsche und haltbaren Lebensmitteln von Villingen aus nach einer von Hermann per Brief mitgeteilten Stadt, mal retour mit ausgebrauchten Klamotten und Reiseandenken.

Neugart kam in jenen Jahren auch nach Berlin, wo er wohl mit Journalisten zusammentraf und an deren Arbeitsergebnis Gefallen fand. Wie sich Tochter Elisabeth erinnert, avancierte ihr Vater irgendwann zum „Hilfsreporter“ für das Villingener Volksblatt, das vom Verlag seines Arbeitgebers Müller in der Gerberstraße herausgebracht wurde.

Kurze Liebschaft zur Muse

Kam der freie Journalist Neugart von einem ereignisreichen Zeitungstermin zurück, setzte er sich immer gleich an die berichtende Arbeit, oder er legte sich nach den jeweiligen Abendveranstaltungen ins Bett und schrieb auf einem kleinen Pult die Texte von Hand – Manuskripte eben.

Nach wenigen Ehejahren war die Leidenschaft zum Verlagswesen nicht mehr sonderlich ausgeprägt. Neugart entdeckte gestalterisches Talent in der figurativen Kunst. Er verdiente sein Arbeitsein-

kommen in der Werkstatt des Holzbildhauers Keck in Villingen und schuf heitere, lebensfrohe Motive als Modelleur in der Keramischen Anstalt von Huber-Röthe, die in Villingens Wehrstraße in den 20er Jahren als Betrieb firmierte.

Aus beiden Epochen sind Unikate verblieben, die den Künstler Neugart beweisen: zwei Madonnen, Vasen, Fayencen mit Deckel, geziert durch püppchengroße Figuren aus der Welt des Rokoko und der Musik ...

Doch die erwerbswirtschaftliche Seite einer Arbeit mit der Kunst schien der Ehefrau Hedwig zu unsicher. Neugart wechselte wieder in seinen erlernten Beruf und setzte die alltägliche Leistung als Buchdrucker fort; wieder beim Verlag Müller. Und so entstand wohl auch die endgültige Passion für die heimatbezogene Schriftstellerei. Neugart, der immer viel für die Lokalausgaben der Villingener Zeitungen verfasst hatte, konnte sich „drin ni steigern“ in die Lektüre lokalhistorischer Werke. Hauptsache, es ging um die Geschichte Villingens, die den 62jährigen Rentner brennend interessierte. Der Amateur-Historiker Neugart war wegen einer schweren Lungenkrankheit früh in den Ruhestand gezwungen worden.

Energisch, bisweilen streng, diszipliniert und häuslich, jovial bei offenem Humor – so kannte man



Arbeiten aus Holz, die Hermann Alexander in den 20er-Jahren schuf: Ein Schnitzband für eine Büchervitrine (Ausschnitt) und eine Madonna.



Die sieben Schwaben modellierte H. A. N. als Mitarbeiter der Keramischen Anstalt von Huber-Rötbe und bewies damit sein vielfältiges Talent.

den später als Heimatdichter benannten Neugart, wenn er Besorgungen für den Haushalt und die Küche auf dem Wochenmarkt erledigte und er dabei „ko G'schwätz“ ausließ: „Bisch wieder vu om Arm in andere kait?“, war an solchen Tagen die konstatierende Frage von Ehefrau Hedwig.

Neugart war sich schließlich sicher, dass er seine Leidenschaft für Villingen mit anderen teilen könnte: „Wemer en Roman macht, fresset d'Liet au des Historische.“ Unterstützt wurde Neugart durch die persönlichen Beziehungen zu Professor Paul Revellio, dem Gymnasiallehrer und nebenberuflichen Hüter der Altertümersammlung, und zum Verleger Hermann Müller sen.

H. A. N., so zeichnete Neugart später all seine Zeitungsartikel, hat viele Textseiten seines Romanes nachts geschrieben, im Bett liegend, weil ihm dies die Atmung erleichterte, bis das Manuskript

für „Das Ratzennest“ schließlich gesetzt werden konnte.

Damals war den französischen Besatzern im einstigen Baden ein Roman über den 30jährigen Krieg jedoch „verdächtig“: eine Kopie musste an die Haupt-Kommandantur der Standortstreitkräfte geschickt werden. Retour kam die Freigabe und ein zerfleddertes Päckchen mit den Textseiten, das ein Bahnbediensteter irgendwo in Bahnhofsnähe gefunden (!) hatte.

Einen „Krattel“ als Autor hatte er nie, stolz jedoch war er. Auch auf die Stadt, die mit einer Subskription von mehreren hundert Exemplaren den Druck möglich machte.

Irgendwann wurde H. A. N. auch Sippenältester im Kreise all der Namens-Vettern, die sich jährlich und regelmäßig um Villingen herum zum Sippen-tag trafen. Er erledigte den Schriftverkehr und

übernahm die obligate Begrüßung von Vettern und Basen.

Glih noch em Herrgott

Vielleicht auch beflügelt von der städtischen Auszeichnung mit dem großen Stadtsiegel von 1530 setzte sich der Autor Neugart ein weiteres Ziel: die Zeit des Romeius (um 1500) vom „Flugsand der Sage und Fabulistik“ zu befreien und wieder ursprünglicher zu machen. So entstand „Der unsterbliche Rebell“, 1970, illustriert durch eine Bilderfolge des Richard Ackermann (1892-1968). Maximilian I. kam als Herrscher jener Zeit um 1500 in vorderösterreichischen Landen „glih noch em Herrgott“ – wenigstens für H. A. N.

Tochter Elisabeth begleitete den Vater einst nach Innsbruck, wo Hermann Alexander alle Möglichkeiten der Informationen über den kaiserlichen Herrn ausschöpfte ...

Fasnet im „Ott“

Seine starke Beziehung zu Villingen lässt vermuten, dass H. A. N. auch der Villingener Fasnet sehr verbunden war. Doch dies stimmt nur zum Teil, denn ins Häs ging er nicht. Was ihm aber auch Anerkennung für die „fünfte Jahreszeit“ brachte, waren zwei Schemen, die an Neugarts Werkbank entstanden waren. Beim Bäcker Haas in der Färberstraße gehörte auch „d Sahli“ zur Kundschaft. Eine Weibsperson, die dem Bäckermeister wegen ihrer Physiognomie wert erschien, dass man danach eine Morbili-Scheme schnitze. Und der Hermann Alexander schaffte auch dies zur Perfektion. Ein Surhebel machte das Pärchen perfekt, und „d Sahli“ musste an der nächsten Fasnet feststellen: „Des bin jo ich!“ Ein wenig närrsch soll sie daraufhin schon gewesen sein ...

Doch H. A. N. nahm's gelassen. Denn auch auf seine Artikel in der Zeitung – der erste einer ganzen Serie datiert vom Samstag, den 22. Oktober 1949: Villingen, die älteste Stadt Badens konnte er immer wieder erfahren: „D'Liet schwätzt wieder!“ Eine Feststellung, die er von den Stammtischsitzungen im Ott nach Hause mitbrachte, wo vor allem an den „Hohen Tagen“ dem Neugart kräftig gestrahlt wurde.



Elisabeth Neugart

Auch Tochter Elisabeth bestieg den Pegasus

Hermann Alexander Neugart hat seiner Tochter Elisabeth sicherlich eine gehörige Portion „Dichterblut“ vererbt. Doch der Vater des Ratzennestes hat seine Gedanken und Ideen in der Regel in Prosa verfasst. Die Tochter bestieg irgendwann einmal den Pegasus und setzte das, was sie zu sagen hatte, in wohlgesetzte Verse. Natürlich in ihrer Sprache: In waschechtem Villingenisch!

Doch sie kletterte recht spät auf das Dichterross. Ihre Kinder- und Jugendzeit verlief in ganz normalen Bahnen. In der Schwedendammstraße brachte ihre Mutter Hedwig Neugart, eine geborene Schöber, die kleine Lisbeth zur Welt. Dort wuchs sie auch auf und besuchte, wie das alle Mädchen in Villingen so taten, die Maidleschuel beim Bickenkloster. Sie sei, so behauptet sie heute freimütig, ein „Spätzünder“ gewesen. Eine ihrer Lehrerinnen, die

Klosterfrau Rita, habe sie immer mit den Worten getröstet: „Besser eine gute schlechte, als eine schlechte gute Schülerin.“ Nun, sie zählte, wie ihr Abschlusszeugnis eindrucksvoll belegt, dann doch zu den Guten.

Als Stabshelferin nach Russland

Die erste Arbeitsstelle besorgte Vater Hermann Alexander Neugart ihr bei seinem eigenen Brötchengeber: der Buchdruckerei Müller. Später war sie bei der Firma Kienzle beschäftigt. Im Zweiten Weltkrieg ließ sie sich zur Stabshelferin ausbilden und bekam ihren ersten Einsatz in einen deutschen Lazarett in Russland.

Als der Rückzug der Wehrmacht begann, landete sie wieder in der Heimat und war dann in gleicher Funktion in einem Lazarett in Königsfeld tätig. Ihr oblag es unter anderem, den wieder genesenen oder besser gesagt: gesund geschriebenen Soldaten die Entlassungspapiere auszuhändigen. „Da hat mir mancher Landser schöne Augen gemacht und gebeten, den Marschbefehl in Richtung Heimat auszustellen,“ erinnert sie sich an diese schicksalhafte Zeit. Doch da konnte die Stabshelferin kein Auge zudrücken. Sie musste sich streng an die Anweisungen ihrer Dienststelle halten.

Nach dem Krieg fand sie zunächst in der Saba eine Anstellung. Sie arbeitete im Magazin und später in der Fertigung. Zehn Saba-Jahre brachte sie so zusammen. Ein knappes Vierteljahrhundert schaffte sie dann, bis zu ihrer Pensionierung, im Neckarverlag.

Inzwischen waren die Neugarts einige Male umgezogen. Von der Schwedendammstraße in die Roderstraße und von dort in die Kalkofenstraße. 1974 landete sie dann dort, wo, nach dem beide Eltern gestorben waren, Elisabeth heute noch wohnt, in der Langstraße 4.

Fasnet weckte poetisches Talent

Wie kam sie nun zur Dichterei? Wie bei vielen Villingern, bei denen an der Fasnet das Blut in Wallung gerät, entdeckte auch die Neugart-Lisbeth ihre poetische Ader in der fünften Jahreszeit. Sie hatte an den hohen Tagen ihren Stammplatz auf dem Morbiliwagen. Wenn der Umzug vorbei war,

durchstreiften die liebenswürdigen, aber auch manchmal allefänzig und kowäsen Mäschgerle die Lokale der Stadt und fanden manches Opfer zu Strahlen. Dabei hielt sich die Neugart-Tochter wahrlich nicht zurück.

Eines Tages sprach sie Anna Broghammer, seit Jahren eine feste Größe der Altjungfere, an und ermunterte sie, bei den närrischen älteren Damen mitzumachen. Die Bedenken der Angesprochenen wischte die Anna mit der Feststellung vom Tisch: „Wer strahlen kann, kann auch dichten!“

So setzte sich die damals Fünfzigjährige hin und ließ sich von der Muse küssen. Das geschah wohl recht heftig, denn das, was sie jeweils beim Altjungfereobed bot, fand immer großen Beifall. 20 Jahre lang stand sie auf der kleinen Bühne im Nebenzimmer des Hotel Ketterer und erfreute das Publikum mit immer neuen, in Verse gekleideten, närrischen Geschichten. Sie verstand es, ihren lieben Mitmenschen den Spiegel vorzuhalten und menschliche Schwächen auf liebenswürdige Art, aber durchaus deutlich, aufzudecken. Kurz gesagt: zünftig zu Strahlen!

Als der Schwarzwald-Baar-Kreis seinen Almanach ins Leben rief, gewann Paula Straub, (manchem Villingen vielleicht besser „Straula“ bekannt) Elisabeth Neugart als Gedichteschreiberin. Und so konnten sich die Leser des Heimatjahrbuches des öfteren über einen ihrer gereimten Beiträge freuen.

Neugart-Gedicht zur Adventfeier

Da sie seit vielen Jahren aktives Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen ist, wollte auch dessen Vorsitzender, Günter Rath, nicht auf ein Neugart-Werk im Jahresheft des GHV verzichten. Sie ließ sich auch nicht lange bitten und greift immer wieder für diesen Verein zur Feder und hält ein kleines Stück Stadtgeschichte in lustiger Versform fest. Bei den Jahresabschlussfeiern im Advent gehört ein Gedicht von ihr zum geschätzten Festprogramm.

In diesem Jahr hat Elisabeth Neugart die Villingen Glocken in den Blickwinkel ihrer Betrachtung gerückt. Und damit die Leser von „Villingen im Wandel der Zeit“ auch etwas davon haben, ist das Gedicht hier abgedruckt.

Wenn z'Villinge Glöckle liite...

*Höret d'Villinger ihri Glocke liite,
wisset älli, wa des soll bediite.*

*Der altvertraute Klang der Glocke
duet jeden i sii Kirch nii locke.*

*Jedoch i de Nedere-Stroß am Eck
liitet no onner, so räecht keck!
Sogar äll Schtund, so luuts nu maa;
d'Passante schmunzle vor sich naa.*

*Es bimmet dert bim Nedere Door
miseel es ganze Glöcklichor
»Komm lieber Mai und mache... «
und sunscht halt so profani Sache.*

*Wer kennt nit vu der Kindheit her
des Lied »Wenn ich ein Vöglein wär«?
kaa au »Ein Männlein steht im Walde« liide,
sogar de »Seppili mit de Giige«.*

*Schoht onner vor dem schtrenge Richter
und kriegt weg sellem faschtgar Gichter,
no isch die Sach nu halb so wild,
tönts »Bei einem Wirte wundermild...«.*

*Nu selle, wo im Kittchen sitze,
zu de Gitter nuus uf Maidle schbitze,
hond d'Glöckli fescht is Gwise gsait:
»Üb immer Treu und Redlichkeit«.*

*Hät on bim Wii en guete Wille,
spillts »Guter Mond, Du gehst so stille«
und »Das Lieben bringt groß Freud«,
hond ihn die Vierteli nit greut.*

*Gohsch Du i Abbedeeg mit Schmerz,
hörsch »Ännchen von Tharau hät wieder ihr
Herz...«,
und »Sah ein Knab ein Röslein stehn«,
wirds Lebe wider wunderschön.*

*Doch wer noh bi de Glöckli lebe mueß,
fer sellen ischs als weng e Bueß,
weil er halt a so manche Dage
die Bimmlerei kaa schläecht vetrage.*

*Doch nun leb wohl, du kleine Gasse -
Ich reise übers grüne Land -
Hoch auf dem gelben Wagen -
Drum grüß ich Dich, mein Badnerland!*

Lisbeth Neugart



Das Glockenspiel in der Niederen Straße hat Lisbeth Neugart 2001 im Gedicht für den Geschichts- und Heimatverein ins Visier genommen.

„Aus der Mitte heraus zum Leben“

Hermann Colli

Willi Dorn – Ein vielseitiger Künstler der in Villingen Spuren hinterlassen hat.

Zu den Aufgaben des Geschichts- und Heimatvereins Villingen gehört neben der Bewahrung des historischen Erbes der Stadt und ihrer Bürger auch, Menschen die hier lebten und wirkten vor dem Vergessen zu bewahren und ihr Bild der Nachwelt zu erhalten. Günter Rath, der Vorsitzende des GHV, will im Jahrbuch des Vereins diesem Gedanken verstärkt Raum geben. „Villingen im Wandel der Zeit“ – wie der neue Titel der Jahrgangsbücher lautet – soll auch an Zeitgenossen erinnern, die ein Stück Kulturgeschichte dieser Stadt mitgeschrieben haben, aber dann etwas aus dem Blickfeld entschwunden sind. Hier soll des Künstlers und Bildhauers Willi Dorn gedacht werden.



Willi Dorn in seinem St. Georgener Atelier beim Druck eines Linolschnittes.

Eines der ersten Denkmäler, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Villingen – das bis heute nicht gerade mit Monumenten und Kunstwerken im öffentlichen Raum gesegnet ist – entstanden, ist der so genannte Schillerstein vor dem Riettor. Fast unbemerkt steht der schlichte rund zweieinhalb Meter hohe Kalksteinblock etwas abseits im Schatten der Bäume in den Ringanlagen am Rande des Riettorvorplatzes, dessen nüchterne Gestaltung im

Geschichts- und Heimatverein lebhaft Debatten ausgelöst hat. Doch inzwischen – oder vielleicht weil an diesem markanten Platz nicht gerade viel Sehenswertes aus unserer Zeit zu präsentieren ist? – haben die Stadtführer den Schillerstein wiederentdeckt und so fällt beim Stadtbummel dann auch der Name seines Schöpfers: Willi Dorn.



Was ist auch das für ein Stein? – da hat das kleine Mädchen aber Glück, dass gerade ein Stadtführer vorbeikommt der ihm genau erklären kann, was es mit dem Schillerstein auf sich hat.

Der 1916 in Pfronten in Allgäu geborene und 1995 in St. Georgen im Schwarzwald gestorbene Künstler, der in seinem bewegten Leben in Villingen, im wahrsten Sinne des Wortes, Zeichen gesetzt hat, verdient es, aus der Vergessenheit herausgeholt zu werden. Darum bemühte sich vor fünf Jahren auch die Stadt St. Georgen, die ihm im Rathaus eine vielbeachtete Gedächtnisausstellung widmete.

Er stand nicht gern im Mittelpunkt

Die vielen Lobeshymnen, die ihm dabei gesungen wurden, hat er nicht mehr hören können. Vielleicht wären sie ihm sogar etwas peinlich gewesen, denn der stille Mann, der in den letzten Jahren sehr zurückgezogen lebte, liebte es nicht, im Blickpunkt zu stehen. Aber gefreut hätte er sich sicher. Und verdient hat Willi Dorn, der den Schwarzwald zu seiner Wahlheimat gemacht hatte, hier fast 42 Jahre seines Künstlerlebens verbrachte und am 27. März 1995 79-jährig starb, die Ehrung, die seinem Werk zuteil wurde, allemal.

Die Schwarzwaldstadt hatte ihm ihre gute Stube, den Großen Sitzungssaal, zur Verfügung gestellt. Hier, mitten in St. Georgen, im Zentrum der über 900-jährigen Klostergründung St. Georgen fanden rund 90 Exponate, Plastiken und Holzdrucke, die zum großen Teil aus der letzten Schaffensperiode des fast vergessenen Bildhauers stammen, einen Platz mit persönlichem Bezug. Denn es gilt als charakteristisches Merkmal von Dorns Werken, dass sie in ihrer Aussage zur zentralen Mitte führen. „Aus der Mitte heraus zum Leben“ war sein künstlerisches Credo.

Künstler der ersten Garnitur

In dieser Ausstellung wurde nicht nur sein vielfältiges avantgardistisches Werk, das ihn über ein halbes Jahrhundert hinweg zu einem Künstler der ersten Garnitur im Südwesten Deutschlands gemacht hat, gewürdigt, sondern auch der Mensch Willi Dorn, um den es in letzter Zeit sehr ruhig geworden war. Viele Freunde und Wegbegleiter erinnern sich an Begegnungen mit diesem wachen, kritischen und wenn er sich falsch oder schlecht behandelt fühlte sehr streitbaren Mann, der ein äußerst scharfer Beobachter seiner Zeit war und der die Kunst als „eine Begegnung mit dem Urbildhaften“ verstanden hat.

Wichtigster Wegbegleiter war sicherlich seine Frau Elsefriede, die fast 50 Jahre an seiner Seite lebte und bis zu ihrem Tode vor zwei Jahren treue Hüterin des künstlerischen Erbes von Willi Dorn war. Er selbst sagte von dieser Beziehung: „Unser beider Denken war wie eine Weltbetrachtung aus zwei verschiedenen Spiegeln, die in fruchtbarer Weise

eine Synthese eingegangen sind.“ Bei einem Besuch im Atelier ihres Mannes, kurz vor ihrem Tod, sprach die vitale Achtzigjährige, die eine Ausstellung mit Arbeiten aus fast allen Perioden seines künstlerischen Schaffens eingerichtet hatte, von einer „unsichtbaren Teilnahme“ an seiner Arbeit.



Treue Hüterin des künstlerischen Erbes von Willi Dorn war seine Frau Elsefriede, die, bis zu ihrem Tode vor zwei Jahren, im gemeinsamen Heim eine Ausstellung mit Werken ihres 1995 verstorbenen Mannes betreute.

Sich gegenseitig durchstrahlt

Die ehemalige Lehrerin, die drei Generationen heranwachsender St. Georgener unter ihren Fittichen hatte, ist dankbar für die Zeit, die sie gemeinsam mit Willi Dorn verbracht hat. „Man hat sich gegenseitig durchstrahlt“, freute sich die lebenswürdige alte Dame, die in Offenburg geboren wurde, aber in der „Stadt auf dem Wald“ immer das Gefühl des Daheimseins hatte.

Kennen gelernt hatte sie 1936 in der Jugendherberge in Speyer „einen jungen Mann, der soviel über Kunst wusste“, dass er ihr gleich sympathisch war. Dieser junge Bildhauer aus Pfronten-Ried im Allgäu wurde Weihnachten 1945 ihr Mann. Dazwischen lagen Studienjahre in München und vier Jahre Kriegsdienst, denen der sich in seiner Freiheit sehr stark eingengt fühlende Soldat Dorn dennoch etwas Positives abgewinnen konnte: „Die kulturellen und landschaftlichen Besonderheiten Südfrankreichs und Italiens haben mich immer wieder beeindruckt“ bekannte er an seinen 75. Geburtstag.

Als Freischaffender in Villingen

1945 kehrte Willi Dorn aus Gefangenschaft in ein Deutschland voller Ruinen und Schutthalden zurück. An eine Fortsetzung des Studiums war nicht zu denken. Freunde aus dem Schwarzwald lockten ihn nach Villingen, wo er 1946 in einer alten Schreinerwerkstatt seine Arbeit als freischaffender Bildhauer aufnahm. Es war ein hartes Brot, das die frisch verheirateten Dorns in den ersten Jahren aßen; eine Zeit des Aufbruchs in der mehrere junge Künstler in der Zähringerstadt einen Neuanfang suchten. Er gehörten zu den Mitbegründern des 1953 ins Leben gerufenen Villingener Kunstvereins und war sogar einige Jahre dessen nicht immer unumstrittener Vorsitzender.

In seinem Atelier entstanden Plastiken in Holz, Keramik, Metall. Plastische Bildwerke geschweißt und gelötet aus Eisenblech, Draht, Messing, Holz und Polyesterharz in Form von Scheiben, Kugeln und Gondeln, zum Teil durch Schnüre verspannt. Und immer wieder Skulpturen in Bronze. Er fand, wenn auch mühsam, seinen Kundenkreis und Anerkennung im heimischen Raum und im Ausland. Ausstellungen in Baden-Baden, im Elsass, in Monte Carlo, der Schweiz, in Berlin, Nürnberg, Heidelberg, Stuttgart aber auch in Villingen, Offenburg, Radolfzell, Bad Rippoldsau und Gaggenau machten das Werk Dorns bekannt.



Pyramiden auf Wanderschaft hat Willi Dorn diese 1979 geschaffene Bronzearbeit genannt.

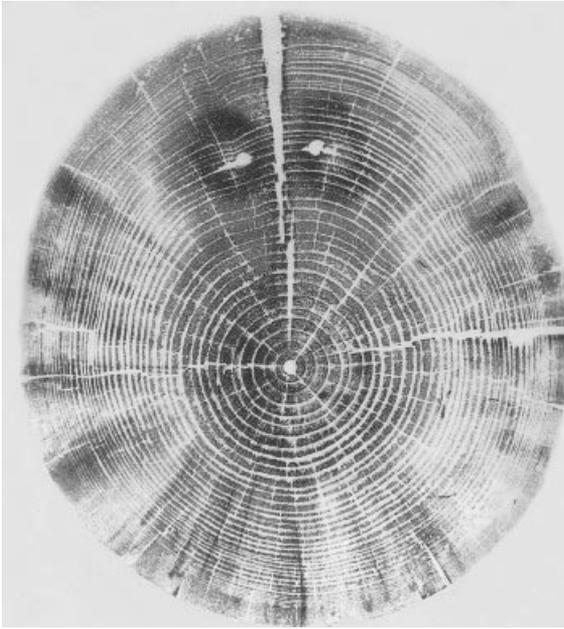
Schon früh bahnte der vielseitig begabte und ideenreiche Künstler, der seine berufliche Karriere mit einer schlichten Schreinerlehre begonnen

hatte, Beziehungen zu Architekten und Bauämtern an, die ihm Aufträge privater Bauherren und der öffentlichen Hand einbrachten. Es hat ihm unheimlich viel Spaß gemacht, im öffentlichen Raum zu arbeiten.

Dorns Brunnen, Wasserspiele und Gedenkstätten findet man unter anderem auch in Gaggenau, Offenburg, Heidelberg, Gosheim, Emmendingen und in seiner Wahlheimat St. Georgen, wo vor allem der mächtige, an eine Schwarzwaldtanne erinnernde Rathausbrunnen zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden ist.



Der 5,60 Meter hohe Rathausbrunnen in St. Georgen, 1970 von Willi Dorn geschaffen, wurde zu einem Wahrzeichen der Stadt, in der er über 40 Jahre, bis zu seinem Tode 1995, lebte und arbeitete.



„Aus der Mitte heraus zum Leben“ war ein Motto der Dorn'schen Kunst. Die zentrierenden Jahresringe einer Baumscheibe (oben links) haben den Künstler zu immer neuen Bildvorstel-

lungen geführt. So entstanden farbige Holzschritte wie „Sonne und Schlange“ (1972/oben rechts), „Engel“ (1978/unten links) und „Zwei Augen“ (1981/unten rechts).

Das Herz verlangt nach Farbe

Anfang der 70er Jahre, so nannte er es, „verlangte mein Herz nach Farbe“ und er begann farbige Holzdrucke zu schaffen. Mit einer eigenen Technik behandelte er Sperrholzplatten und entwickelte durch Farbaufhebung eine Aufhellung des beste-

henden Untergrundes, was dem Objekt einen ganz besonderen Reiz verleiht. Dabei, so fand er, wurden plastisches und graphisches Gestalten zu einem anregenden und sich ergänzenden Zusammenspiel von Form und Farbe. Auslöser dieser neuen Seite seines künstlerischen Schaffens war der

Anblick einer Baumscheibe, mit dem Bild ihrer zentrierenden Jahresringe gewesen. Hier führte ihm die Natur das plastisch vor Augen, was schon immer sein Motto war: „Aus der Mitte heraus zum Leben“.

Inspiration durch eine Baumscheibe

Dorn selbst beschreibt das so: „Der Anblick vom Querschnitt eines Baumes, einer Baumscheibe, mit dem Bild ihrer zentrierenden Jahresringe hat mich nachhaltig beeindruckt und zu immer neuen Bildvorstellungen geführt. In dieser von der Natur gegebenen radialen Form liegt die Besonderheit, dass sie, geradezu zu einem Schlüssel werdend, selbstständig sich erneuernd, meine Arbeit immer wieder inspiriert hat. Aus den Versuchen und Erfahrungen ist letztlich nicht nur der Druck einer Baumscheibe hervorgegangen, sondern es hat sich mir eine völlig neue Seite der Holzdrucktechnik eröffnet, die mich während der 70er bis in die 80er Jahre beschäftigt hat. Im ständigen sich gegenseitigen Beleuchten, Befruchten sind nicht selten die beiden Arbeitsweisen – das plastische und das grafische Gestalten – zu einem anregenden, sich ergänzenden Zusammenspiel geworden. Die Konzentration auf eine Mitte hat zu einem imaginierenden Denken und Sichtbarmachen im Bildwerk geführt“.

Willi Dorns Villingener Arbeiten in den Jahren von 1950 bis 1968

Zwischen 1949 und 1950 trat Dorn mit Keramik- und Holzarbeiten für Familien-Grabstätten bekannter Villingener Industrieller an die Öffentlichkeit. 1952 schuf er ein keramisches Wandmosaik mit dem Bild des heiligen Christophorus für die Kinderschule Villingen und ein Jahr später ein 150 x 600 Zentimeter großes Sgraffito für die „Neue-Heimat“-Siedlung in der Südstadt. 1954 entstand für die Villingener Sparkasse ein Figurenpaar aus Kalkstein. Aus dem gleichen Material arbeitete Dorn 1955 den Schillerstein vor dem Riettor. Anlass war der 150. Todestag des Dichters Friedrich Schiller dessen Lied von der Glocke im Flachrelief in den Block gehauen ist und auch Erinnerungen an die lange Villingener Glockengießer-Tradition wach halten soll. Im Eingangsbe-

reich des damaligen Landratsamtes kündeten 1957 die Keramikwappen der Kreisgemeinden von Dorns vielseitigem künstlerischen Talent. Im gleichen Jahr sorgte er auch mit einem Mosaik für die Wandgestaltung in der Handelsschule. Aus farbigen Keramik- und Glas-Mosaiksteinen fertigte Dorn 1958 ein Wandbild, das noch heute die Außenfront des Villingener Krankenhauses ziert. Zur

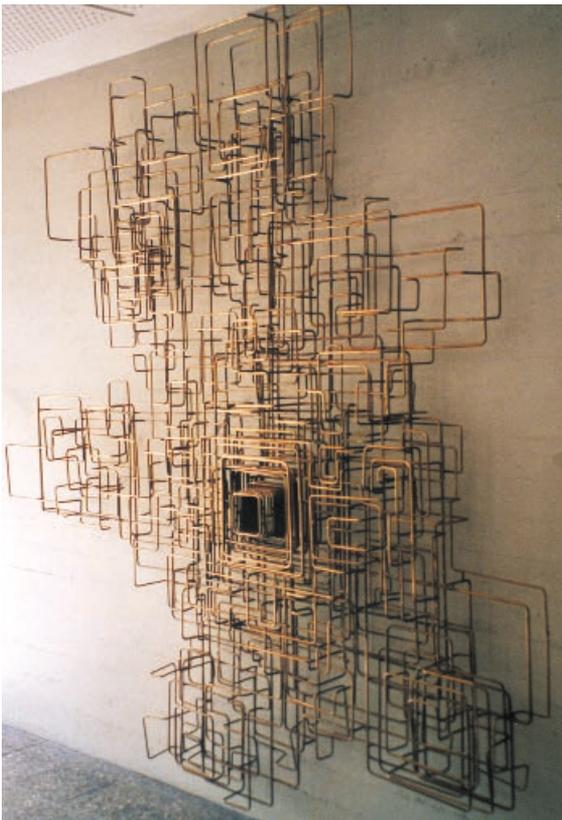


Mosaik am Villingener Krankenhaus aus farbigen Keramik- und Glas-Mosaiksteinen – 1958 von Willi Dorn geschaffen.

gleichem Zeit entstand im Gebäude der Landeszentralbank ein Wandbrunnen aus farbiger Keramik. Seit 1966 steht an der Ecke Kaiserring/Paradiesgasse die Gedenkstätte der Heimatvertriebenen. Die mächtige Dornenkrone aus geschweißten Messingblechplatten mit einem Durchmesser von 2,70 Meter auf schweren Steinblöcken, mit dem Wasserspiel in der Mitte, ist eines der Werke Dorns, die sein Wirken in dieser Stadt vielen vorbei eilenden Menschen immer wieder sichtbar machen. Kaum Beachtung findet dagegen eines der Werke, die der Künstler selbst zu seinen wichtigsten zählt: Die Wandgestaltung mit einem polygonen Netz aus Messingdraht im Staatlichen Vermessungsamt in Villingen, das er 1968 als eine seiner letzten Arbeiten in der Zähringerstadt erstellte.



Eine monumentale Dornenkrone aus zusammengeschweißten Messingplatten, die über drei mächtigen Steinplatten „schwebt“, erinnert seit 1968 an die Vertreibung der Menschen aus Ostpreussen, Westpreussen, Pommern, Schlesien, dem Sudetenland und den Donauegebieten.



Im Staatlichen Vermessungsamt in Villingen gestaltete Willi Dorn 1968 eine Wand im Eingangsbereich mit einer Plastik aus Messingstäben. Es war eine seiner letzten Arbeiten in der Zähringerstadt.

Willi Dorn

Geboren am 22. April 1916 in Pfronten-Ried (Allgäu); 1932 bis 1937 Schreiner- und Bildhauerlehre; 1938 bis 1941 Studium an der Akademie München – Bildhauerei und Architektur; 1941 bis 1945 Kriegsdienst; 1946 bis 1954 freischaffender Bildhauer in Villingen; Mitgründer und Vorsitzender des Villingener Kunstvereins; 1954 bis zu seinem Tode am 27. März 1995 freischaffender Künstler in St. Georgen im Schwarzwald.

1954 Teilnahme an der Ausstellung „Kunstpreis der Jugend“ in Baden-Baden. 1960 bis 1977 Ausstellungen im Elsass, Monte Carlo, Berlin, Nürnberg, Heidelberg, Karlsruhe, Stuttgart, Offenburg, Villingen-Schwenningen und Bad Krozingen.

Arbeiten im kirchlichen und öffentlichen Raum außerhalb Villingens: 1951 St. Josefs-Altar in Gaggenau, 1952 Altarstein in St. Georgen, 1954 Gedenkstätte für Opfer des Luftangriffes auf Gaggenau, 1956 Kriegsoffer-Gedenkstätte und Brunnen vor der Sparkasse in St. Georgen, 1959 Portal der Meinradskirche in Radolfzell und Seitenaltäre in Fischbach, 1960 Wasserspiele beim Wasserwirtschaftsamt Offenburg, Mosaik und astronomische Uhr in St. Georgen, 1964 Fastnachtsbrunnen „Hexen und Hansele“ in Offenburg, 1968 Gedenkstätte der Heimatvertriebenen in Villingen, 1970 Rathausbrunnen in St. Georgen, 1971 Brunnen bei Landeszentralbank Heidelberg und 1984 Sparkassenbrunnen in Gosheim.

Die Kutmühle

Werner Huger

Zeugnis eines alten Gewerbes gestern und heute

Von mehr als dreißig „Mühlen“ im unmittelbaren Einflussbereich der mittelalterlichen Stadt Villingen ist die Kut(h)mühle der einzige Gewerbebetrieb der mit Standort und Funktion in der Gegenwart angekommen ist.

Darin liegt auch ein Teil ihrer wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung. „Mühlen“ ist ein Oberbegriff. Getreidemühlen, Ölmühlen, Schleifmühlen, Sägewerke, Tuchwalken und Hammerwerke mit ihren mechanischen Triebwerken fallen darunter. Alle diese handwerklichen Produktionsstätten waren einst entlang der Fließwässer, besonders der Brigach, aufgereiht worden für die sie ein

Wassernutzungsrecht besaßen. Diese hatte man dann meist kanalisiert oder gelegentlich, des unterschiedlichen Wasseranfalls wegen, als Weiher gestaut. Die Arbeitsfunktionen wurden vom Kraftüberträger Wasserrad, von dem sich die Bezeichnung Mühlrad erhalten hat, über mechanische Verzweigungen von Rädern, Achswellen sowie Getrieben gesteuert. Zur Mehlherstellung bedurfte es unter anderem noch des Boden- und des darauf sitzenden Läufersteins aus hartem quarzreichen Mühl sandstein, wie er z. B. in einem Steinbruch im Wieselsbachtal (Stadtwald) vorkommt. Nach ihrer Lage besaßen die „Mühlen“ demnach einen sogenannten energieorientierten Standort.



Von mehr als 30 Mühlen im Einflussbereich der mittelalterlichen Stadt Villingen ist die Kutmühle noch die einzige die ihre Funktion am alten Standort ausübt.

Wie sehr verbindet man bis heute mit der Vorstellung von einer Mühle das heimelige „Klappern am rauschenden Bach“, jene liedhafte Idylle.

Als sich am Ende der feudalistischen Grundherrschaften anfangs des 19. Jahrhunderts der hörige Bauer, der Lehensnehmer, vom Mühlenbann zu lösen vermochte, d.h. von der Pflicht nur in der Mühle des Grundherrn (Bannmühle) das geerntete Brotgetreide mahlen zu lassen, kam es zu den zahlreichen Hausmühlen. Sie wurden zum romantischen Synonym Schwarzwälder Siedlungsgeschichte. Unbeschadet der damaligen Rechtsverhältnisse galt das so nicht für die Kutmühle.

Aber hatte sie nicht auch ein Wasserrad und wo ist es geblieben? Es gibt es noch. Die Gründe? Ein immer noch bestehendes abgabenpflichtiges Wasserrecht und die Energiekostenminimierung durch Koppelung mit dem Stromverbrauch mögen als Entscheidungsgrundlage des Müllers gedient und zu seiner Erhaltung beigetragen haben. Es taucht seine breiten Schaufeln als sogenanntes unter-

schlächtinges Mühlrad in die über den Mühlenkanal ankommende große Wassermenge bei der schon ein geringer Druck für die Drehbewegung ausreicht. – In den Hausmühlen des Schwarzwaldes gab es meist das schmalere „ober-schlächtinge“ Wasserrad das, über eine Wasserrinne gespeist, vom bergabwärts fließenden Wasser mit stärkerem Druck angetrieben wurde. Kam zuviel Wasser an oder wurde es gerade nicht gebraucht konnte der Müller über ein ausschwenkbares Teilstück der hölzernen Rinne das Wasser bergabwärts leiten. In den Jahrhunderten einer noch nicht begradigten sondern in einem vielfach gewundenen Bett vagabundierenden Brigach sowie ohne die Querschnittsvertiefung seit Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts bestand für die stadtnahen Mühlen allgemein und hier für die Kutmühle im Besondern unzählige Male durch Stauungen und Überschwemmungen große Gefahr. Damit mussten Generationen von Müllern leben. Besonders bedrohlich wurde es, wenn zur winterlichen Schneeschmelze und dem stauenden Eisgang noch starke Regenfälle kamen. Es berichtet am 17. September 1817 der Geometer Bischof an den Stadtrath, dass der Mühlenbereich „durch das Wasser in Grund und Boden weggerissen worden ist“. In einer Postkarten-Fotografie vom Hochwasser am 19.01.1910 steht die Kutmühle einsam und verlassen in einen See von Überschwemmungswasser getaucht, das offensichtlich zur Haustür hineinlief. „Seit 1895 ist kein so Wasser mehr in Villingen gewesen“ schreibt, verbunden mit einem Karten-guß, Luise Riegger von der Kutmühle. Und in einem Gespräch mit dem jetzigen Müller, Berthold Riegger, für diesen Beitrag erzählte dieser dem Verfasser von einer hohen alten Türschwelle für deren Existenz er keine Erklärung gehabt habe. Das Rätsel habe sich aber dann im Jahr 1990 aufgelöst als in Folge der Schneeschmelze und des Regens so viel Wasser angekommen sei, dass diese scheinbar hinderliche Schwelle sogar mit Sandsäcken bedeckt werden musste. Das Wasser wäre sonst in die Mühle eingedrungen. Wiesen und Felder rings um die Mühle und im Brigachtal seien ohnehin überschwemmt gewesen.



Das alte Mühlrad hat nicht ausgedient. Mit seinen breiten Schaufeln wird es vom Wasser eines Seitenkanals der Brigach angetrieben und ist mit der Stromversorgung der Mühle gekoppelt.



Anstelle der früheren Mahlsteine zerteilen heute Walzenstühle mit geriffelten Stahlwalzen die Getreidekörner in Schrot, Grieß, Dunst und Mehl.

Die Kutmühle liegt mit ihrem jahrhundertealten Standort zwischen der Mühlenstraße und einem östlichen Seitenkanal der Brigach, im Süden, Richtung Marbach, 1500 Meter Luftlinie vom Straßenkreuz der Hauptachsen Alt-Villingens entfernt.

1368 soll die Mühle erstmals in einem Güterverzeichnis des Klosters Tennenbach, das zu den Villingener Aus- oder Pfahlbürgern gehörte, das heißt als Auswärtiger ins Bürgerrecht aufgenommen war, erwähnt worden sein. Spätere Hinweise auf den Niederadel von Donaueschingen und Tannheim sowie auf St. Clara, das Villingener Frauenkloster, belegen, dass diese Grundherren die ihnen gehörige Mühle als Lehen (der Pacht verwandt), und zwar als Erblehen, das vererbt werden konnte, an einen Müller gegen Abgaben in Geld und Naturalien verliehen hatten. Darauf werden wir im Zusammenhang mit dem Inhaber Kuth zurückkommen. Ab 1324 bis 1791 gibt es im Villingener Stadtarchiv eine ganze Reihe von Urkunden die sich mit den Personen und dem Gewerbe der Müller befassen. 1324 treffen die Grafen von Fürstenberg als Stadtherren mit den Bürgervertretern Vereinbarungen u.a. über die Wahl der Zunftmeister. Sowohl im Stadtrecht von 1371 als auch von 1592, in der Zunftordnung von 1433 und im Eidbuch der Stadt von 1573 finden sich Rechtsregelungen über die Müller und die Mühlen. In einer Urkunde von 1470 ist – stellvertretend für andere – die Rede vom „zunfftmaister und gemein brot-

becken und mullerzunfft der baiden hantwerck ze Vilingen“. Bäcker und Müller waren also Mitglieder einer gemeinsamen Zunft. Erst 1665 bzw. 1791 erfolgte die Trennung von Müller- und Bäckerzunft. Es war ohnehin schon das Ende des mittelalterlich bestimmten Zunftwesens.

Von Interesse ist der personenrechtliche Status der Müller(-meister) wie er sich aus dem Stadtrecht von 1371 ableiten lässt. Beschränkungen (Minderberechtigungen) wie man sie für die städtischen Hintersassen (= Halbbürger) oder ländlich-bäuerliche Untertanen kannte galten für die Müller, die in ihren landwirtschaftlich geprägten Mühlen außerhalb der Stadtmauern lebten aber zur Stadt gehörten, nicht. Selbst dort wo die Müller die Mühle als Leibgeding oder als (Erb-)Lehensnehmer einer klösterlichen oder niederadligen Grundherrschaft in Besitz hatten standen ihnen alle Rechte eines Vollbürgers zu. Gleichzeitig teilten sie auch dessen Pflichten. Unter anderem wurden sie im Zuge der Wehrgerechtigkeit zum Wachdienst herangezogen. Das Stadtrecht von 1592 verfügte: „Item es sollen auch die müller und bader zwüschen den thoren und die, so vor der statt sitzen, mit gwehr und harnasch uf die Fillinnen (= Fülle = Umgang des äußeren Befestigungsringes) und zue den thoren laufen, deren zum besten acht haben, biß mehr leüt zu ihnen verordnet werden, und was ihnen begegnet, den hauptleüthen und räthen an dem Marckt zue wüssen mache“. So trugen die Müller zum Schutz der Stadt bei, den sie für ihre Mühle im Außenbereich nicht gewährleisten konnten. 1569 brannte die heutige Kutmühle ab und im Dreißigjährigen Krieg, anlässlich der Belagerung Villingens, 1634, wurde sie noch einmal von württembergischen Soldaten eingeäschert.

Ab 14. Oktober 1760 ist der Müller Anton Kuth, von dem sich der heutige Name ableitet, Erblehensnehmer des Villingener Clarissenklosters. Es ist noch die Zeit des Feudalismus, d.h. die Zeit des Lehenwesens das mit der Säkularisation und Mediatisierung nach 1800 endet. An seine Stelle trat der badische Staat mit seiner Beamtenverwaltung. Mit Datum des 11. März 1811 begegnen wir einer für uns Heutige merkwürdigen produktionstechni-

schen Ergänzung der Mühle. Es ist „Das Gesuch des Anton Kuth, Müller dahier, um Bewilligung zur Errichtung einer Gypsmühle“. Es soll, so die Begründung, neben den Fruchtmahlgängen aus gesundheitlichen Gründen getrennt davon „in einem besonderen Gebäude allein zum Gypsmahlen ein Gypsgang verwendet werden“. Dafür erhält Kuth die Zustimmung. 1843 erfahren wir dann, dass der Müller Josef Juth im Dürzheimer „bahn“ (= Bann = Dürzheimer Gemeindegebiet) „zu brechende Gipssteine“ besitzt. Geologisch liegt Dürzheim über dem Gipskeuper. 1806 wurde dort beim heutigen Kurheim – Sanatorium, wir wissen nicht von wem, der Ortsbach, die Stille Musel, zum Mühlenteich aufgestaut und eine Gypsmühle mit kleiner Wasserkraftanlage betrieben.

Noch im selben Jahr 1843 geht eine folgenschwere Nachricht des Großherzoglichen Badischen Bezirksamts Villingen an das Bürgermeisteramt Villingen „in Sachen mehrer Gläubiger gegen den

Adlerwirth Joseph Kuth“: „gegen Joseph Kuth, Adlerwirth von Altenburg (Anmerkung: an der Straße zum nahen Kloster Rheinau in der Schweiz, damals „Bezirksamt Jestetten“ heute Kreis Waldshut) wird Gant erkannt“. Mit dem Versuch einer Verpachtung hatte sich Kuth schon 1841 davongemacht. Jetzt wurde er, wie man zu sagen pflegte, „vergantet“. Die Herkunft „Gant“ ist nicht eindeutig geklärt. Im technisch-juristischen Sinne ist es die eingeleitete Maßnahme der Zwangsvollstreckung durch die Obrigkeit zu Gunsten der Gläubiger in der Absicht aus dem Zwangsversteigerungserlös der verbliebenen Vermögensmasse diese zu befriedigen, was damals, wie im späteren Konkursverfahren für das Unternehmen des Betroffenen den Tod bedeutete. Mit anderen Worten: Joseph Kuth war überschuldet und zahlungsunfähig geworden. Zweifellos ist er deshalb nach Altenburg ausgewichen. Über die Gründe der Insolvenz kann man nur spekulieren aber sie sind naheliegend. Nach den „Enteignungsverfahren“ gegen die Feudal- und Grundherren bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurden deren Güter den Lehensnehmern zum Kauf angeboten. Wer auf der Scholle saß wollte sie auch behalten. Dabei haben sich viele übernommen. Vielleicht haben dieser volks- aber auch betriebswirtschaftliche Wandel und nach den Indizien die mangelnden Voraussetzungen in der Person des Joseph Kuth den Müller in die Gant getrieben. Aus der Gantmasse erwarb am 21. März 1844 der Ochsenwirt Xaver Riegger die Mühle für seinen auswärts weilenden Bruder Karl zum Preis von 11165 Gulden. Sie wird wie folgt beschrieben: Eine Mühle am unteren Wasser (Kuthmühle) mit drei Mahlängen, einem Gerbgang, einer Gießmühle mit einem Stall und einer Waschküche vornen am Haus, einem Schopf hinterm Haus und einer Gipsstampfe und Hanfreibe. – Eine für einen Familienbetrieb ungewöhnliche, bis heute über fünf Generationen fast 160 Jahre reichende von Erfolg gekrönte Gewerbe- und Firmengeschichte begann. Inzwischen ist der Name Kutmühle über den Schwarzwald-Baar-Kreis hinaus bis in den Hegau und den Bodenseeraum bekannt und geschätzt. Mit der Übernahme der



Über 90 Mitarbeiter sind für die Mühle tätig. Da darf auch die Frau an der Mehlabfüll-Einrichtung nicht fehlen.



Seit 1884 ist die Mühle im Besitz der Familie Riegger. Der Erste aus bisher fünf Generationen war der aus der Breiten Mühle stammende Karl Riegger. Er übergab sie dann 1871 seinem Sohn Peregrin.

Mühle durch Karl Riegger, der aus der Breiten Mühle stammte, und der sie bis Juni 1861 betrieb ehe er sie an seinen Sohn Peregrin weitergab, blieb der Name „Kuthmühle“ – heute ohne „h“. Noch dauerte das Verfahren gegen Joseph Kuth. In einem Erlass des Großherzoglichen Bezirksamts Villingen an das Bürgermeisteramt Villingen heißt es unter dem 13. April 1852: Die Gant des Müllers Joseph Kuth in Altenburg, betr. Beschluß: Das Bürgermeisteramt dahier wird veranlaßt die Zwangsversteigerungsakten des Müllers Joseph Kuth, früher in Altenburg, Amtes Jestetten, an hier mitzuteilen. – Abkömmlinge des Müllers Kuth leben heute noch im Raum München.

In einer Akte von 1852 begegnen wir auch beim Kuthmüller Karl Riegger dem Wunsch nach einem Neubau für eine Gips- und Stampfmühle. Mühlenwerke waren oft mit Stampfen gekoppelt. „Diese Stampfen zerstoßen Gerste zu Graupen und Knochen zu Hundefutter. Früher dienten sie des

Weiteren zum Stampfen von Hirse, Dinkel, Heublumen und Hanf“. Die Gipssteine dagegen wurden gemahlen um als Naturdünger verwendet zu werden. Das war allgemein üblich im Bereich der Gipsvorkommen. Wir kennen das Verfahren auch für Mergelsteine. Im Gegensatz zum Mergel, der sehr kalkhaltig und gut löslich ist (ihn verbrachte man auf die Buntsandstein- und sauern Böden), muss die Spontanwirkung beim Gips aufgrund seiner Schwerlöslichkeit bezweifelt werden. Im Stoffwechsel der Pflanzen bei der Bildung von Nährstoffen über die Aufnahme der Nährsalze aus dem Boden spielt das Calciumsulfat (= Gips) eine zu vernachlässigende Rolle. Er findet in erster Linie seine Verwendung als Stuck-, Putz- und Estrichgips, die durch Brennen bei unterschiedlichen Temperaturen gewonnen werden. Es stellt sich die Frage nach dem eigentlichen Mahlgut einer alten und einer heutigen Mühle. Die erste archäologisch fassbare Bauernkultur ist bei uns die sogenannte Linearbandkeramik vor rd. 7000 Jahren. Den sesshaften Bandkeramikern lieferten auf Freiflächen, noch nicht auf Feldern, die Ähren der drei wichtigsten Getreidesorten: Das Einkorn, der Emmer (eine Weizenart) und die mehrzeilige Gerste neben den übrigen Nutzpflanzen einen kärglichen Ertrag. Diesen Sorten folgte, wie es scheint erst im 2. Jahrtausend vor Christus, der Anbau des Dinkels (auch: Vesen, Spelz, Spelt, Schwabekorn), wiederum eine Weizenart, damals wohl für die „Herstellung von Mehlspeisen, Brot, Brei und sogar beim Brauen“. Die Kulturpflanzen Dinkel, Weizen und Roggen, durch Züchtung über Selektion optimiert, sind das Brotgetreide im engeren Sinne, einst und heute. vom Mittelalter bis in die Neuzeit dominierte in Südwestdeutschland und der Nordschweiz der Dinkel. Im übrigen Deutschland wurde das Brot vor allem aus Roggenmehl hergestellt, was das Vorhandensein des Roggenbrots bei uns nicht ausschließt. (Frankreich und England bevorzugten den Weizen.) Während in der neueren Zeit sowohl Weizenmehl als auch Roggenmehl und beide vermengt in einem Mischbrot („Halbweißes“) verarbeitet wurden, erlebt seit etwa fünf Jahren der Dinkel und das daraus gewonnene Mehl bzw. Brot

eine Renaissance. Er erlangt in Zeiten gewandelten Umwelt- und Gesundheitsbewusstseins im Vergleich mit dem Weizen geradezu Kultstatus: hochwertiger, ökologisch unbedenklich, vitamin-, mineralstoff- und nährstoffreicher, bekömmlicher; zudem seien Dinkelsuppen magen-, darm- und gallefreundlich. Man bedient sich in der Argumentation als Beweis des Inhalts der naturwissenschaftlichen Schriften einer heiligen Hildegard von Bingen aus dem 12. Jahrhundert. – Vergleicht man die auf Versuchsfeldern der Landwirtschaftsämter Stockach und Markdorf erzielten Ertragsmengen von Ökoweizen und Ökodinkel dann ist das Verhältnis 57,5 % zu 42,5 % beim Dinkel. Kaufmännisch ist das nicht zuletzt ein Kostenfaktor der auf den Dinkelbrot-Preis durchschlägt. Auch die Wettergefährdung ist beim Weizen sicherer, er ist standfester. Im Übrigen ist die Einschätzung des Weizens durch die Fachleute wohlwollender, auch wenn behauptet wird zahlreiche Menschen litten unter Weizenallergie.

Das gute Brot ist und bleibt letztlich Ausfluss der Kunst des Müllers, die er, unter Berücksichtigung verschiedener Eiweißstrukturen und Stärkanteilen des Mehls, durch Mischen verschiedener Weizensorten als optimales Ergebnis erlangt. Heute werden die in der Kutmühle von den Bauern des Schwarzwald-Baar-Kreises angelieferten Jahresernten produktionstechnisch nicht mehr von Mahlsteinen zerrieben. Nach der Lagerung bei 8°C in den Arten- und Sortendepots der rund 4500 Kubikmeter fassenden Silos werden die gereinigten Körner in den Walzenstühlen „franktioniert“. Die Walzen sind geriffelt. D. h. sie besitzen an der Oberfläche halbschräg verlaufende Eintiefungen, die im „Nacheinander“ der Walzen immer feiner werden. Die zu mahlenden Körner werden in einem Prozess viele Male über die Walzen geschickt und die jeweiligen Zwischenmahlprodukte immer wieder über Siebe (Müllergaze) voneinander getrennt. So entstehen – ohne auf weitere Zwischenstufen einzugehen – in der



Eine von vielen: Die Verkaufsstelle am Münsterplatz in Villingen.

Reihenfolge des Mahlens Schrot, Grieß (ein feiner Schrot oder grobes Mehl), Dunst (ein Zwischenprodukt Grieß/Mehl) und schließlich nach noch feinerem Mahlen das Mehl. Die zahlreichen Mehltypen, z.B. Type 405 oder 1050, werden über dieses Verfahren gewonnen. Je höher die Type-Zahl desto größer die Schalenanteile.

Ein Kuppelprodukt der Kutmühle ist das Brot, das mit Sorgfalt in der hauseigenen Backstube gebacken wird. Es findet seinen Weg über zahlreiche Verkaufsstellen zum Kunden bis hinunter an die Ufer des Bodensees. Daneben bietet die Kutmühle

dem Verbraucher eine Palette an Getreidesorten und -produkten, die erwähnten Mehle, Grieß, Dunst (auch Spätzlemehl genannt), Vollkornschrote und -mehle, zusätzlich ein eigenes Hausmüsli und ein Sortiment Kleingebäck sowie verschiedene Kuchen. Es versteht sich von selbst, dass es hier mit dem Meister und den einstigen Müllerknechten allein nicht mehr getan ist. Über neunzig Mitarbeiter in der Mühle, der Bäckerei, in der Logistik, den Verkaufsstellen und nicht zuletzt in der Verwaltung, sind beteiligt wenn sich ein zeitnaher moderner Unternehmergeist verwirklicht.

Bei den Recherchen über die Kutmühle stieß der Autor auf eine interessante Tatsache: Auf Antrag gestattete die Stadt Villingen 1811 dem Müller Anton Kuth, „in einem besonderen Gebäude allein zum Gypsmahlen ein(en) Gypsgang“ einzurichten. In einer solchen Mühle als „Beimühle“ zur Fruchtmühle, wurden Gipssteine zunächst in der „Gipspoche“ zerkleinert und anschließend im Mahlwerk zu mehligem Naturdünger gemahlen. Die nicht mehr vorhandene Gipsmühle des Kuth-

Müllers besitzt ein in Süddeutschland einmaliges Gegenstück: In Blumeck-Weiler, das zur Stadt Stühlingen gehört, wurde 1991 die technische Einrichtung einer Gipsmühle rekonstruiert. Im dortigen Mühlenmuseum können die Besucher nachvollziehen, wie Kalkstein gestampft und zu Düngegips – siehe Bilder unten – verarbeitet wird. Das Museum ist von Mai bis Oktober geöffnet. Auskunft unter Telefon 0 77 09 / 254 oder 0 77 09 / 10 73.



Über das Entstehen von Architektur – Der Bahnhof in Villingen

Joachim Müller

Sanierung / Umbau des Bahnhofsgebäudes
Neugestaltung des Bahnhofsvorplatzes
Erstellung des neuen Zentralen Omnibus-Bahnhofs

Bauliche Maßnahmen, seien es Hochbauten oder stadträumliche Entwicklungen sind immer „Äußere Zeichen“ und somit das Ergebnis von Entscheidungsprozessen mit, in der Regel, genau definierten Zielen. Diese „Äußeren Zeichen“ sind aufgrund des erheblichen logistischen und finanziellen Aufwandes Ausdruck der Ernsthaftigkeit mit der sie von den unterschiedlichsten Auftraggebern angegangen werden. Bei den hier zu beschreibenden Beispielen, dem Bahnhofsgebäude der Deutschen Bahn AG, dem städtischen Bahnhofsvorplatz und dem Zentralen Omnibus-Bahnhof waren jeweils eigenständige Ziele zu formulieren. War es damals mit der Neugestaltung des Bahnhofsvorplatzes der Startschuss zur Reaktivierung

öffentlichen Raums, der Erhöhung der Aufenthaltsqualität und daraus das Entstehen einer weiteren Visitenkarte für unsere Stadt an diesem wichtigen, Fremde begrüßenden Stadteingang, anlässlich der 1000 Jahr Feierlichkeiten, so war es beim Umbau und der teilweisen Sanierung des Bahnhofsgebäudes ein Zeichen von Seiten der Deutschen Bahn AG, die Attraktivität des eigenen Produktes nach außen durch eben solche baulichen Maßnahmen zu dokumentieren. Wirtschaftlicher Hintergrund natürlich auch die Erkenntnis, dass Immobilienflächen innerhalb des Gebäudes nicht oder zumindest nicht in der vorhandenen Wertigkeit genutzt wurden. Die Erstellung des Neuen Zentralen Omnibus-Bahnhofes war die konse-



quente, bauliche Weiterentwicklung des auf den Weg gebrachten ÖPNV-Konzeptes. Diesen funktional beschriebenen Zielen ihre räumliche und konstruktive Form zu geben ist die Aufgabe des Architekten.

Der Prozess der „Formfindung“ ist vielschichtig und lässt sich am besten dadurch eingrenzen indem man sich die funktionalen Anforderungen und die eigenen, gestalterischen Ansätze bewusst macht. Alle formalen Elemente und architektonischen Formen entstehen nicht zufällig, sind nicht Produkt einer im vorhinein erdachten Gestaltungsidee, sondern Ergebnis der Beurteilung des Vorhandenen, dem Erfassen des „Genus Loci“, der Formulierung eines hieraus entstehenden Gestaltungsprinzips in Verbindung mit den funktionalen Zielen. Die architektonische Form entsteht folglich nicht willkürlich, sie entsteht aus der Summe der zu berücksichtigenden Einzelaspekte. Ich möchte hiermit den Versuch machen durch die Darstellung einiger am Projekt entstandenen Elemente das theoretisch formulierte zu erläutern:

Durch die Bombardierung im zweiten Weltkrieg und in der Folge durch mehrere Umbauten, zuletzt in den 70er Jahren hat der, 1860 im Auftrag der Großherzoglichen Badischen Bezirksbaudirektion errichtete Bahnhof sein Gesicht sehr stark verloren. Der ursprüngliche Mittelbau und der Hauptzugang waren, zumindest in ihrer Bedeutung, optisch nicht mehr vorhanden. Das neu entstandene, weit ausladende Vordach dokumentiert im Zusammenspiel mit den beiden stark vertikal ausgerichteten Pylonen als Mittel zur Wiederherstellung die verloren gegangene „Mitte“ des Bahnhofsgebäudes. Die in den Vorplatz hinausragende Form des Vordachs bietet nicht nur den darunter sich orientierenden Schutz sondern versteht sich auch als begrüßende Geste.



Die entlang des Mittelbaus ausgebildete „Belvederefläche“ ermöglicht nun, auch für größere Gruppen eine früher nicht mögliche Orientierung über den Vorplatz hinaus. Die drei bestimmenden Hauptachsen zu den jeweiligen Schwerpunkten Stadteingang/ Zentraler Omnibus-Bahnhof / Taxi und Park & Ride-Plätze) sind in erhöhter Position zu erfahren.

Die Lichtsäulen, entstanden im Zusammenspiel mit dem Villingen Leuchten-Hersteller Hess, als raumbildende Elemente und in deren formaler Ausbildung an die Pylone angeglichen, definieren sowohl in ihrer Tag- als auch in ihrer Nachtwirkung genau den Umfang des neuen Platzes. Die halbkreisförmige Grundstruktur lässt mit ihrem Radiuspunkt im Hauptzugang des Bahnhofsgebäudes die „Neue Mitte“ entstehen. Die in ihrem Volumen eher zarten Elemente trennen den Vorplatz sehr transparent von seinem Umfeld. Gestaltungsabsicht war ein Höchstmaß an Orientierung bei dennoch klarer Abgrenzung zu erzielen; wichtig hierbei die Ausstrahlung der Brigach-Grünachse für den Vorplatz zu erhalten.

Die geschwungenen und geneigten Wände dienen einerseits als Schutz und Abgrenzung der Außenbewirtschaftungsfläche, bilden aber andererseits auch die Hinführung zu den Taxi-Ständen und werden als Rollstuhlrampe benötigt. Als Abfallprodukt ent-



steht ein sehr eleganter Vermittler zwischen den beiden Höhenniveaus des Vorplatzes.

Die dynamisch angelegten Stufen zwischen „Belvedere“ und Hauptplatz sind nicht nur Treppe sondern auch Sitzfläche und Verbindungselement einzelner weiterer Elemente.

Die schrägen Wandscheiben mit den Außen-Kanapees sind optische Haltepunkte und ebenfalls funktionale, bestimmbare Sammelpunkte für Wandergruppen, Schulklassen und dergleichen.

Die Wiederherstellung der inneren räumlichen und baukonstruktiven Ordnung des Bahnhofsgebäudes im Zusammenspiel mit den hochwertigen, aber formal zurückhaltend eingesetzten, Materialien ermöglichen eine früher nicht gekannte Aufenthaltsqualität. Unterstützt wird diese neue Aufenthaltsqualität durch ein attraktives Nutzungskonzept mit einem passenden Mix aus unterschiedlichen Shops und Gastronomie-Angeboten. Die großzügige, über den Hausgrund hinausgezogene, Verglasung erhöht sowohl den Innen-Außen-Bezug als auch die bessere Orientierung zu den Funktionen außerhalb des Bahnhofsgebäudes. Als integrierter Part wird die Bahnhofshalle somit zum Wartebereich für den gesamten ÖPNV-Bereich.

Die Überdachungen des Zentralen Omnibusbahnhofs folgen in ihren formalen Ausformungen den ihnen zugrunde liegenden funktionalen Anforderungen. Die niedrigen Dächer mit den ihnen zugeordneten, gefassten Sitzflächen dienen dem Schutz der dort Wartenden. Die hohen, sehr dynamisch aufragenden Dächer dienen als Schutz während des Zustiegs in die zum Teil sehr hohen Busse. Der Abstand zwischen den beiden unterschiedlich



hohen Dächern dient hierzu, die Sogwirkung des Windes und den entstehenden Staudruck zu verringern. Eine Gesamtüberdachung, wie ursprünglich von mir geplant und favorisiert, durfte aus Gründen der Bezuschussung nicht realisiert werden. Die beiden parallel aufgestellten Wandscheiben beschreiben eine Portalsituation und dokumentieren dem Wartenden den Zustieg und dem Busfahrer seinen Haltepunkt. Das Bullauge in der senkrecht aufgestellten Wandscheibe dient dem Sicherheitsaspekt und verhindert das Übersehen evtl. dahinter spielender Kinder oder der aus der entgegengesetzten Sichtrichtung heranfahrenden Busse.

All diese beispielhaft genannten Bauelemente sind entstanden aus zwei Gestaltungsprinzipien die meist Grundlage der Arbeiten meines Büros sind: der Darstellung von Kontrasten und der Ablesbarkeit von Funktionen.

Gestaltungsprinzip – Kontraste

Masse – Leichtigkeit

Die Gegenüberstellung von schweren Materialien wie Beton und den sandsteinartigen Betonwerkstein zu leichteren Konstruktionen aus Stahl und transparentem Glas.

Strenge/Ordnung – Formfreiheit

Der Kontrast aus den geschwungenen Wandscheiben des Vorplatzes zur symmetrischen, strengen Ordnung des Bahnhofsgebäudes oder dem Kontrast aus den harten, tragenden Wandscheiben des Busbahnhofs zu dessen beschwingter Dachkonstruktion.

Materialhaftigkeit – Farbigkeit

Die Darstellung von Material in seiner Grundsubstanz im Gegensatz zur Überhöhung einzelner Elemente durch farbliche Akzentuierung.

Gestaltungsprinzip – Ablesbarkeit von Funktionen

- Leuchte: Lichtkonzept und Raumdefinition
- Belvedere: Orientierung und Wertigkeit

- Eingangsdach: Zugangsdefinition und Schutz
- Niedrige Dächer ZOB: Schutz für Wartende
- Hohe Dächer ZOB: Schutz für den Buszustieg
- Portalwandscheiben ZOB: Zustiegsdefinition

Die Umsetzung dieser Gestaltungsprinzipien führt bei diesem Projekt zu einem abgestimmten Formenkanon anhand dessen man die unterschiedlichen architektonischen Elemente zu einer Gestaltungsfamilie verbinden kann. Alle gestalteten Teile aus Bahnhofsgebäude, Vorplatz und zentralem Omnibus-Bahnhof sind formal eigenständige Lösungen und dennoch offensichtlich und nachvollziehbar in ein Gesamt-Gestaltungskonzept integriert. Das Zusammenspiel aus maschinenhafter Ästhetik und zum Teil übertragene, archaischen Ordnungen lassen, entsprechend der Zielvorgabe, eine neue Identität für den gesamten Planungsbereich entstehen.



Ein altes Haus erstrahlt in neuem Glanz

Konrad Flöß

Den älteren Villingener Bürgern ist die Wöhrle Theres mit ihrem Gemischtwarenladen in der **Gerberstraße 5** sicher noch in guter Erinnerung. Es gab fast nichts, was sie nicht in ihren Regalen verstaut hatte, und vor allem wusste sie über das Bescheid, was im Städtle vor sich ging.

Bis in die 60-er Jahre wurde der Gemischtwarenladen betrieben. Von der Stadt wurde das Gebäude erworben. In den nachfolgenden Jahren erlebte das Haus eine wechselvolle Nutzung.

Im EG war zeitweise ein 3.-Welt-Laden, in den oberen Geschossen bewohnten Wohngemeinschaften die Räume. Später waren Asylbewerber untergebracht.

Viele Jahre stand das Gebäude leer. Durch geborstene Fensterscheiben flogen Tauben. Kot und Unrat lagerte knöcheltief in allen Räumen. Durch schadhafte Ziegel drang Wasser und zerstörte dabei wertvolle Bausubstanz. Nach weiteren wechselvollen Jahren gelangte das Haus ins Eigentum der Familie Klaus Richter.

Frühzeitig war bekannt, dass es sich bei dem Gebäude um ein Kulturdenkmal handelt. Diesen Umstand betrachte ich nicht als hinderlich, sondern sehe hierin eine Bereicherung, zumal Bauherrschaft und Architekt einer Sanierung im Sinne des Denkmalschutzes positiv gegenüber stehen.

Von Anfang an war eine enge Abstimmung mit dem Denkmalamt und den damals für Villingen zuständigen Referenten Dr. Jacobs, sowie Frau Schubart unumgänglich.

Auszug aus der Stellungnahme des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg:

Bei dem Gebäude Gerberstraße 5 handelt es sich um ein Kulturdenkmal im Sinne des § 2 DSchG. Es ist in der Liste der Kulturdenkmale aufgeführt. Es handelt sich dabei um ein dreigeschossiges Gebäude mit drei Fensterachsen, die linken näher



Mutter von Theresia Wöhrle – ca. 1929.

zusammen gedrückt, über der rechten eine Aufzugsgaube. Mächtiges Kastengesims als Abschluss des traufständigen steilen Satteldachs; wegen des in Villingen hoch anstehenden Grundwasserspiegels kein eingetiefter Keller.

Im Inneren alte Decken des vermutlich 18. Jahrhunderts, der Dachstuhl wohl aus eben dieser Zeit. Als gut erhaltenes Villingener Wohnhaus der Mittelschicht kommt dem Haus als Dokument sowohl architektonischer Formen, wie auch für die städtebauliche Entwicklungsgeschichte Bedeutung zu. Das Gebäude ist deshalb aus wissenschaftlichen, vor allem bau- und stadtbaugeschichtlichen Gründen ein Kulturdenkmal; seine Erhaltung liegt ins-

besondere wegen seines dokumentarischen Wertes im Interesse der Öffentlichkeit.

Nach den Bestimmungen des Denkmalschutzgesetzes für Baden-Württemberg bedürfen Veränderungen an denkmalgeschützten Gebäuden der Genehmigung durch die hierfür zuständige Untere Denkmalschutzbehörde.

Soweit die Stellungnahme der Denkmalbehörde.

Einer Gebäudesanierung geht eine umfassende und gründliche Bestandsaufnahme (Ausführlichkeitsstufe II) und Dokumentation aller Geschossebenen, sowie Querschnitte im Maßstab 1:100 voraus, gleichzeitig sind Detail-Zeichnungen von besonderen Bauteilen mit Schlüsselfunktionen zu erstellen.

Gebäudeteile und tragende Konstruktionspunkte der Wände, Böden, Decken und Dach müssen freigelegt und zugänglich gemacht werden. Gravierende Absenkungen, Verformungen und Winkelabweichungen werden erfasst. Schon bei der Gebäudeaufnahme und Begehung werden Schwachstellen und Gebäudeschäden sichtbar. Diese Analysen fließen ins Sanierungskonzept ein.

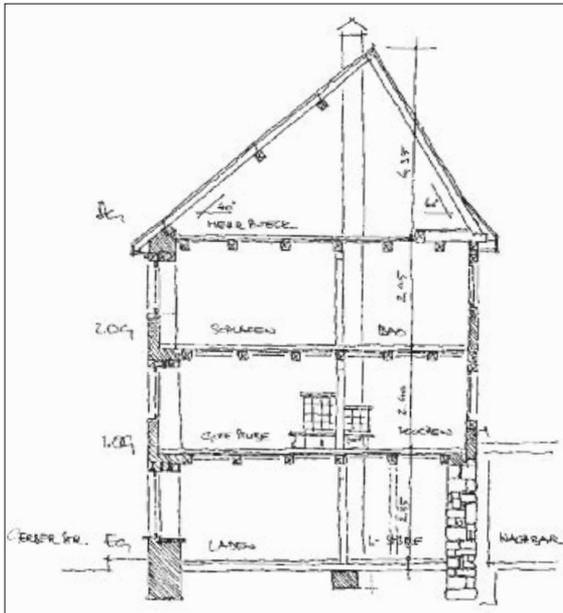
Eine Besonderheit und von der vorherrschenden Dachform in Villingen abweichend, ist die asym-

metrische Dachneigung des Dachstuhls. An der Straßenfront zur Gerberstraße beträgt die DN ca. 40°, auf der rückwärtigen Hofseite ca. 60°. Es ist zu vermuten, dass ursprünglich ein Pultdach mit dem Firstpunkt an der Hofseite das Dach bildete. Durch einen späteren Eingriff wurde aus dem aufragenden Giebel ein Satteldach mit unterschiedlichen Dachneigungen.

In der Vergangenheit wurde durch Umbauten und Nutzungsänderungen stark in die Gebäudestruktur eingegriffen. In Anbetracht der zahlreichen Entdeckungen von historischen Bauelementen und Details liegt es nahe, noch mehr über die Baugeschichte und die einzelnen Bauphasen des Hauses zu erfahren.

Das in Villingen schon mehrfach tätige Ingenieurbüro für Bauforschung Burghard Lohrum, wurde beauftragt eine Bauuntersuchung mit Analyse sowie eine dendrochronologische Datierung der verbauten Hölzer festzustellen. Wie sich am Ergebnis zeigte, kamen höchst interessante Ergebnisse hinsichtlich Ersterbauung und Folgebauten zu Tage. Nachfolgend hier einige Auszüge und Skizzen der Untersuchung durch Burghard Lohrum.

Asymmetrische Neigung des Dachstuhls.



Schriftliche Ausführungen

Das vorhandene Gebäude stellt traufseitig zur Gerberstraße, südöstlich des Einmündungsbereiches der Gerberstraße in die von West nach Ost verlaufende Götterstraße.

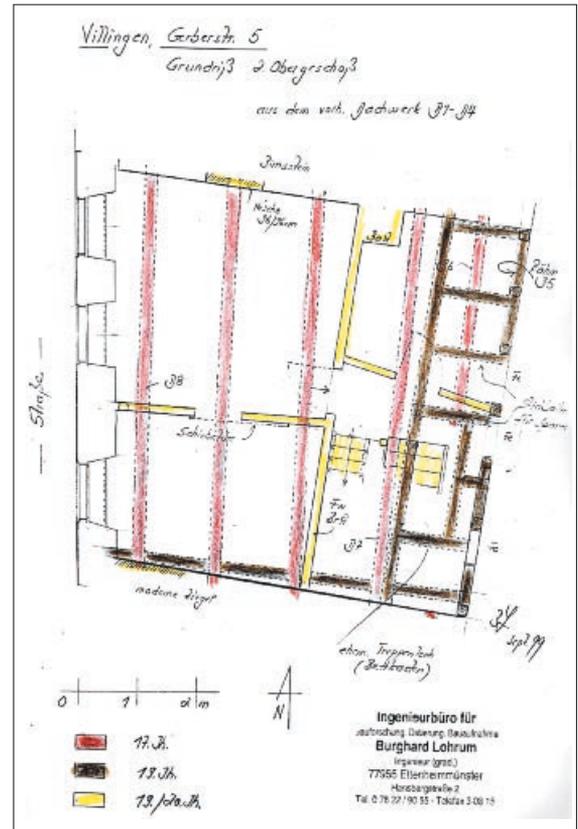
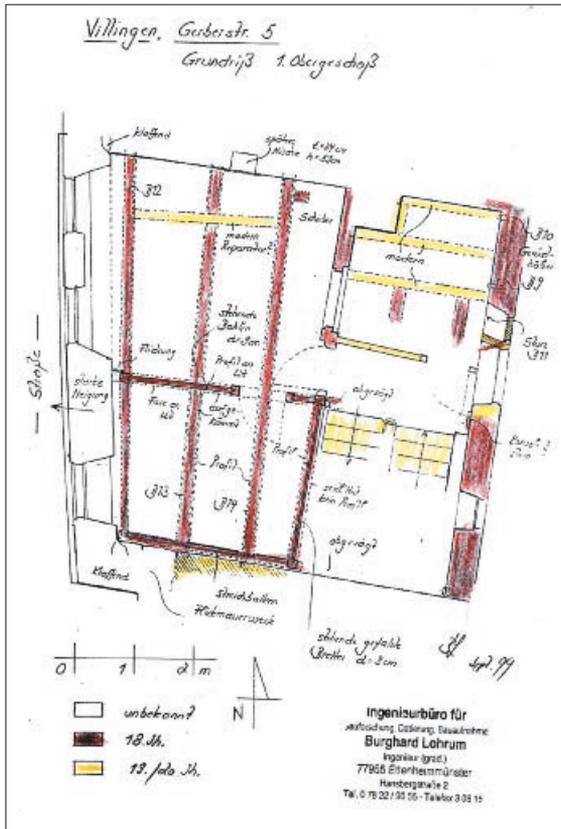
Zwei südliche Pavillonen sind es auch, die durch ihre großen bis zur Seitenbegrenzung reichenden Tufen, den Baukörper von Gerberstraße 5 nachhaftig begrenzen.

Dessen älteste Bauteile beziehen sich auf die Mauerwerkstrukturen der Umfassungswände. Entlang der Gassenstraße erstreckt sich diese Anlage auf drei E. mit nach N. abgerundelt, während die Rückwand nur noch im Erdgeschoss als ein zu betrachten ist.

Die Südwand ist durch die Veränderungen des anschließenden Nachbargebäudes stark verändert, für die Wand gegenüber lassen sich ohne größere Öffnungen keine gezielten Aussagen machen. Mit hoher Sicherheit ist die angeführte Baustruktur jedoch auf eine mittelalterliche Ausgangssituation zurückzuführen.

Offensichtlich mehrfach verändert und modernisiert zeigt der abgeb. Bestand der erhaltenen Innenstrukturen in den Jahren um 1845 ein.

Aus dem Bild stammt das in Nord-Süd-Richtung verläuft Stützgerüst über dem N. abgerundelt. Zumindest in der Südwest Ecke ist es nachträglich ausgeführter Auflegerestruktur. Das Gerüst überspannt den gesamten Grundriß, der nach den vorhandenen Fundamenten



Soweit die Untersuchung von Burghard Lohrum.

Im Zuge der Freilegung von Bauteilen wurden zahlreich historische Elemente zu Tage gefördert, welche gerade den besonderen Reiz bei einer Gebäudesanierung ausmachen.

Im EG befand sich hinter einer „neuzeitlich“ vorgemauerten Vollziegelwand, eine Bruchsteinwand mit wohlproportioniertem Sandstein und einer vermauerten Wandnische, möglicherweise für eine Kienspanbeleuchtung. In seinem Buch „Das alte malerische Schwarzwaldhaus“ von 1915 zitiert R. Schilling Heinrich Hansjakob zur Bedeutung des Kienspans und beschreibt seine Bedeutung (S. Seite 66 oben links). An der östlichen Außenwand zum ehemaligen nicht überbauten Innenhof, fand sich nach Wegnahme des Putzes, eine ebenfalls nachträglich vermauerte hochliegende Fensteröffnung mit einer geschmiedeten Vergitterung. Der Fußboden gab unter der jüngeren Betonplatte, Reste von Sandsteinbodenplatten preis.

Im 1. OG wurden hinter einem neuzeitlichen Wandtäfer 2 Rundhölzer im Durchmesser von ca. 10 cm freigelegt. Die Lage und der Abstand lassen darauf schließen, dass es sich hierbei um Reste ehemaliger Gerüsthölzer aus einer Umbauphase handelt.

Nach dem Entfernen von „modernen“ Fußbodenbrettern wurde der alte Fußbodenbelag sichtbar. Im Eckbereich wurden die Bretter als Randfrieße mit Gehrungsschnitt bearbeitet und weisen auf den Standort einer ehemaligen Ofenstelle hin. Versteckt hinter Deckenverkleidungen war im Balkenfach der Decke ein Holzschieber angebracht, der die warme Luft über der Ofenstelle in die oberen Räume leiten konnte.

Das Gebälk über der „Guten Stube“ im 1. OG ist sehr fein profiliert und bearbeitet. Ebenso die Türverkleidungen und gestemmen Türblätter mit den abgeplatteten Füllungen weisen außergewöhnlich feinen Zierart auf. Diese anspruchsvollere Ausstattung hebt diesen Raum gegenüber den anderen

„Damals stand noch am Abend in der Mitte der Bauernstube der Spahnstoch und vor ihm ein Kübel voll Wasser, in den die abgebrannten Teile des brennenden Spahnes hinabfielen. Um den Stoch herum saßen die Wiberwölker und spannen, während die Mannswölker auf der Ofenbank saßen und rauchten. Der Qualm in der Stube verzehrte damals die verschiedenen Krankheitsbazillen, und die Leute waren damals gesünder als heute, wo man in jedem Bauernhaus teures Petroleum in schönen Lampen brennt. Dieses Öl kostet Geld, während der Spahn, der im Walde wuchs, nichts kostete. Der Bauer klagt jetzt über schlechte Zeiten, denkt jedoch nicht daran, wieviel er das Jahr über ausgibt für „Kultur“, für Licht und viele andere Dinge, die früher nichts kosteten, weil man sie selbst pflanzte, oder sie überhaupt nicht brauchte.“

Die Spähne fertigte man mit einer Art Hobelvorrichtung in der Stube an. Dort zeigt die Bank am Fenster noch ein Loch, worin dieses Werkzeug befestigt wurde. Bündelweise lagerten die Spähne auf Gängen oder Galerien zum Trocknen und wurden vor dem Gebrauch noch auf den Ofen gelegt. Buchen-, auch Föhren- und Kienholz galt als bevorzugtes Material. Neben den Spahnstöcken gab es damals auch sogenannte Kienöfele, kleine Nischen in der Ofenwand, in denen als Stubenbeleuchtung ein Kienholzfeuer unterhalten wurde.

hervor. Erst nach mühevolem Farbschichtenabtrag schälte sich die ganze Schönheit dieser Holzteile zu Tage.

Nach Entfernen des mehrfach gerissenen und grobflächig vom Untergrund abgelösten Außenwandputzes an der Gerberstraße traten Reste eines ehemaligen Sandstein-Fenstergewandes im 2. OG zum Vorschein.

Die derzeitige symmetrische Anordnung mit Holzfenstergewänden, lässt auf die Mitte des 19. Jahrhunderts schließen.

Nutzungskonzept

Mittelalterliche Gebäude eignen sich meist nicht als Renditeobjekte. Durch eine überstarke Ausnutzung und Überfrachtung des Gebäudes durch ein zu umfangreiches Raumprogramm werden oft wertvolle Bauteile zerstört.

Der Entscheidungsprozess für eine sinnvolle und ausgewogene Nutzung nimmt in der Planungs-



Ansicht Gerberstraße.

phase einen breiten Raum ein. Es galt mehrere Nutzungsvarianten zu erarbeiten und zu prüfen.

Vor der Sanierung befand sich im EG ein Ladengeschäft. Im 1. und 2. OG waren die Wohnräume der Ladeninhaberin. Im Dachraum war bisher ein Brennholzlager und Ort für allerlei Gerätschaften. Geplant und realisiert wurde schließlich im EG ein Ladengeschäft für moderne Beleuchtungskörper mit Büronische und Nasszelle.

Im 1. und 2. Obergeschoss sowie im Dachgeschoss wurde eine großzügige Wohnung über 3 Geschosse mit klarer Gliederung ausgewiesen. Eine besondere Herausforderung und reizvolle Aufgabe war es, das nur 49 m² große Grundstück so zu überplanen, damit ein funktionales und harmonisches Nutzen möglich ist.

Im 1. OG befindet sich die Wohnebene mit der „Guten Stube“, der daneben liegenden Kammer und der funktionell eingerichteten Küche. Diese wurde wieder dorthin versetzt, wo sie vermutlich über Jahrhunderte bereits untergebracht war. In der „Guten Stube“ mit der barocken Stubendecke befindet sich der wiederentdeckte Deckenschieber, der darauf hindeutet, dass schon früher eine Wärmequelle an dieser Stelle stand. An gleicher Stelle



Das Haus Gerberstraße 5 vor ...

wurde ein Kachelgrundofen aufgemauert der genauso funktionsfähig ist wie der Deckenschieber, der geöffnet die Wärme ins obere Geschoss leitet. Die Schlafbereichsebene mit Bad befindet sich im 2. OG. Der Raum im Dachspitz ist multifunktional nutzbar und bietet ein kontrastierendes Wohnraumerlebnis. Hier ist auch die Gasheizzentrale untergebracht.

Die Wohnqualität wurde wesentlich verbessert und den heutigen Bedürfnissen angepasst.

In einem denkmalgeschützten Haus wohnen heißt nicht, auf neuzeitlichen Komfort verzichten zu müssen.

Sanierungsmaßnahmen

In der Vergangenheit wurde durch Umbauten und Nutzungsänderung stark in die Gebäudestruktur eingegriffen. Verformungen, Setzungen und Verschiebungen traten im Laufe der Jahrzehnte ein.



... und nach der Sanierung.

Einfluss aufs Gebäude nahm auch der schwankende Grundwasserspiegel. Die zunehmenden Erschütterungen durch Fahrzeuge, die diese Engstelle in der Gerberstraße passieren, setzten dem Gebäude ebenfalls mächtig zu. Die Standfestigkeit war erheblich gefährdet.

Die erforderlichen und durchgeführten Sanierungsmaßnahmen:

Fundamente mussten unterfangen und verstärkt werden. In allen Geschossebenen wurden durchlaufende Stahlzuganker eingebaut. Durch den geschickt angeordneten Deckenaufbau bleibt die Hilfskonstruktion weitgehend unsichtbar.

Die stark gestörte Mischkonstruktion des Dachstuhls wurde behutsam verstärkt. Fehlende Streben wurden ergänzt und eine zusätzliche Dachgaube ins Sparrenfeld eingesetzt.

Die Dachflächen wurden verschalt und mit einer Übersparren-Dämmung ausgestattet, damit die Dachkonstruktion vollständig im Rauminnern wahrgenommen werden kann.

Gedeckt wurden die Dachflächen mit teilweise vorhandenen noch brauchbaren, teilweise erworbenen alten handgestrichenen Biberschwanzziegeln in einfacher Deckungsart.

Rückbau der großen Schaufensterfront und Schaffung von 2 kleinen wohlproportionierten Fenstern für Auslagen und Dekoration.

Besonderer Augenmerk wurde auf die Installation der haustechnischen Anlagen gelegt.

Die Leitungsführungen für Sanitär, Elektro und Heizung wurden unter dem Aspekt gewählt, die wertvolle Bausubstanz vollständig zu erhalten.

Die Fenster zur Straßenseite wurden nach historischen Vorbildern als Einfachfenster mit filigranen Fenstersprossen und Vorfenstern in Eichenholz gefertigt. Fensterklappläden mit abgeplatteten Füllungen schützen vor den Unbilden der Witterung. An der rückwärtigen Fassade wurden die vorhandenen barocken bzw. neuzeitlichen Sprossenfenster mit Vorfenstern von ca. 1910 repariert.

Vorhandene, aber bisher überbaute Bretterbeläge mit Stufenfalz wurden freigelegt und ergänzt.

Holzblockwände mit profilierten Deckleisten waren mehrfach überstrichen. Die Anstriche wurden abgewaschen und abgelautet, fehlende Holzteile ergänzt und die Oberfläche gewachst und geölt. Die reich profilierten und genuteten Deckenbal-

ken wurden freigelegt, die schadhaften Teile und die Einschubbretter ergänzt. Die Oberfläche, wie oben behandelt.

Die teilweise vorhandene barocken Zimmertüren mit abgeplatteten Füllungen, historischen Belägen und den aufwendig profilierten Türverkleidungen wurden repariert und wieder gangbar gemacht.

Fehlende Geländer an der Geschosstreppe zum Dachspitz wurde mit einem Stahlgeländer dem derzeitigen Zeitgeschmack entsprechend ausgestattet.

Die Wandflächen wurden nach umfangreichen Bestandsanalysen mit Lehmputz versehen und mit Kalkkaseinfarbe gestrichen. Historische Putzreste wurden gesichert und sichtbar gelassen.

In einer 18-monatigen Bauzeit mit einem hohen persönlichen Einsatz in Form von Eigenarbeit durch die Bauherrschaft Richter ist es gelungen, ein tristes, dem Verfall preisgegebenes Bürgerhaus vor dem Abbruch zu bewahren.

Nach Abschluss der Sanierung ist dieses Objekt innerhalb des historischen Stadtkerns von Villingen ein gelungenes Beispiel einer erfolgreichen Sanierung und ein Mosaikstein für eine gute Stadtgestaltung.

Am „Tag der offenen Tür“ überzeugten sich über 500 Villingener Bürger von der erfolgreichen Erhaltung des historisch gewachsenen Gebäudes. Appellieren möchte ich bei dieser Gelegenheit an alle Bauwilligen, die sich mit dem Gedanken einer Sanierung eines Kulturdenkmals beschäftigen. Gehen Sie Ihr Projekt mutig an, eine spannende Aufgabe erwartet Sie, manchmal ist sie voller Überraschungen.

„Einzigartiger“ Silbermann

Gaston Kern rekonstruiert in Hattmatt eine Orgellegende für die Villingener Benediktinerkirche

Im Herbst 2001 tauschte erneut ein Orgelbauer das milde Elsass mit dem rauen Schwarzwald ein, so wie Mitte 18. Jahrhunderts schon Johann Andreas Silbermann: Beide Biographien verweben sich in der Zähringerstadt Villingen zu einem außergewöhnlichen Projekt, vielleicht einem der bedeutendsten der jüngeren Orgelbaugeschichte überhaupt, denn der Hattmattener Gaston Kern rekonstruiert zur Zeit die legendäre Silbermann-Orgel der Villingener Benediktinerkirche – in wenigen Monaten wird sich zeigen, ob sein Werk von Erfolg gekrönt war, 250 Jahre nach der Fertigstellung des Originals.

Als 1752 Johann Andreas Silbermann, einer der

bekanntesten Vertreter der ursprünglich aus dem Erzgebirge stammenden Orgel- und Klavierbauerfamilie, das Instrument – übrigens sein erster Auftrag in Baden – in der Benediktinerkirche eingebaut hatte, waren sich die Mönche in Villingen durchaus bewusst, welch ein „Juwel“ man sich erwarb. Denn Silbermann galt schon damals als ein teurer Mann, der auch einiges zu bieten hatte. Der Straßburger verband die sehr ausdrucksstarke französische Orgelbaukunst mit der eher weichen mitteleuropäischen zu einem ganz neuen Klangerlebnis. Das Ergebnis musste auch dem badischen Großherzog Karl Friedrich gefallen haben, denn er ließ die Orgel 1812 nach der Auflösung des Bene-



Zaungäste aus Villingen stellten sich in der Werkstatt von Gaston Kern recht zahlreich ein. Alle wollten dem Orgelbauer bei seinem Werk – wie hier beim Einbau des Spieltisches – einmal über die Schulter schauen.

diktinerklosters in Villingen ausbauen und in der Residenzstadt Karlsruhe aufstellen, wo sie nach mehreren Umbauten 1944 bei einem alliierten Bombenangriff völlig zerstört wurde.

Im Zuge der Renovation der Benediktinerkirche liebäugelte die Münstergemeinde zum ersten Mal damit, die Orgel zu rekonstruieren, allerdings schreckten zunächst die Kosten von 1,5 Millionen Mark. Dann, abgekoppelt von der eigentlichen Kirchensanierung, wurde das Projekt unter dem Dreigespann – gebildet von Münsterpfarrer Dekan Kurt Müller, dem damaligen und inzwischen nach Trier abgewanderten Münsterorganisten und Bezirkskantor Stephan Rommelpacher sowie dem Sprecher des Arbeitskreises Silbermann-Orgel, dem engagierten Spendensammler Ulrich Kolberg – in Angriff genommen. Um die bundesweit erste Vollrekonstruktion des verlorengegangenen Meisterstückes zu ermöglichen, wurde eine Fachkommission eingesetzt, die unter dem renommierten Orgelfachmann, dem Straßburger Professor Marc Schaefer, den Orgelbauer Gaston Kern aus dem elsässischen Dörfchen Hattmatt berief.

Wer Gaston Kern in seiner inzwischen weit über die Dorfgrenzen hinaus bekannten Orgelbau-Manufaktur besucht, wird stutzen: Von der verspielten Postkarten-Idylle der elsässischen Weinstraße ist nichts zu spüren, stattdessen dominiert ein rustikaler Charme. In dem früheren Bahnhof des Örtchens, unweit Saverne, hat sich der Orgelbauer mit seiner Mannschaft angesiedelt. Die weiten Hallen sind für den 61-Jährigen ideal, hat er doch die Möglichkeit, die restaurierten oder wie im Falle Villingens rekonstruierten Instrumente auch aufzubauen.

Wer einen Blick in die Manufaktur wirft, der realisiert schnell, dass sich der Orgelbauer Kern mit Leib und Seele dem Projekt verschrieben hat, die Orgel authentisch zu rekonstruieren. Er versucht mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln, die handwerkliche Vollkommenheit von Johann Andreas Silbermann zu erreichen – und das heißt nichts Anderes als dass er ein Instrument zu bauen versucht, wie es sein Vorbild im Barock getan hätte. Manchmal hat der Besucher sogar das Gefühl, er möchte es besser machen.



Millimeterarbeit ist bei der Herstellung der Metallpfeifen aus einer Zinn-Blei-Legierung gefragt. Die auf gewünschte Größe zugeschnittenen Platten werden aufgerollt und an Schnittstellen und Kern zugelötet.

Moderne Maschinen sind, wen wundert's, so gut wie keine zu sehen, die Handarbeit dominiert „zu 99 Prozent“ nicht zum Selbstzweck, sondern im Dienste einer originalgetreuen Kopie. Ein kleines, aber bezeichnendes Beispiel: Gaston Kern wurden vorgefertigte Holznägel angeboten, die ihm die Arbeit wesentlich erleichtert hätten. Ein „klares Nein“ zu deren Verwendung kam aber von Marc Schaefer, dem Straßburger Professor, der als „spiritus rector“ weiterhin im Hintergrund agiert: Die Nägel müssen wie zu Silbermanns Zeiten handgeschnitten werden.

Sinn dieser oft teuren und langwierigen Einzelanfertigungen: Der vollkommene Klang des Silbermann-Instrumentes soll wiederauferstehen. Dieses Projekt ist aber, wie Kern selbst zugibt, von Unwägbarkeiten geprägt, von welchen einige durch die Forschung inzwischen ausgeräumt sind. So bestand das Instrument nicht wie vermutet aus

massivem Eichenholz, sondern nur aus einer vier Millimeter dünnen Platte, die mit Tanne verleimt war. Warum Silbermann diesen Kunstgriff anwandte, darüber kann man heute nur spekulieren, betont Ulrich Kolberg. Es könnten durchaus wirtschaftliche Gründe gewesen sein, aber es mag auch die Stabilität insgesamt verbessert haben. Doch trotz dieser Erkenntnisse bleiben noch ausreichend Rätsel: Ausgiebig kann man darüber philosophieren, von welchem Alter die Stämme waren, die seinerzeit aus den Wäldern rund um Villingen angeliefert wurden. Damals sei es sicherlich einfacher gewesen, an „hundertjährige Exemplare“ zu gelangen, vermutet der Orgelbauer. In seiner Manufaktur hat er sich eine ganze Menge solchen Holzes gesichert und er ist auch davon überzeugt, dass es ausreicht.

Oder das Holz für einen Teil der rund 1000 Pfeifen. Kein Astloch darf das Klangerlebnis eintrüben und selbst Experten staunen darüber, dass Kern dafür einen Lieferanten fand. Eine Firma aus dem französischen Jura sorgt für Nachschub – „gut, aber leider nicht ganz billig“, wie Gaston Kern schmunzelnd einräumt. Das trifft allerdings auch für manches Werkzeug zu, das Mitarbeiter der Manufaktur für die Herstellung der Metallpfeifen benötigen. Einzelstücke zu einem nicht geringen Teil, wofür Kern dann schnell einen vierstelligen Betrag hinblättern muss. Die Unikate, die zum Teil auf Silbermannsche Pläne zurückgehen, werden benötigt, um Metallpfeifen aus einer Zinn-Blei-Legierung herzustellen. Zunächst werden die Platten gehobelt und – welch „eine Plage“ stöhnt Kern –, dann zugeschnitten, später aufgerollt. Dann werden die Wände zu und der Kern aufgelötet. Absolute Präzisionsarbeit ist nötig, um den Spalt, durch den die Luft in die Pfeifen geblasen wird, genau in der richtigen Größe zu halten. Der Rückgriff auf vergangene Produktionsweisen findet erst dann seine Grenzen, wenn er auch nach Kerns und Schaefers Ansicht nichts mehr bringt. Die LötKolben wurden früher mit Holzkohle erhitzt, doch in Kerns Werkstatt werden natürlich die modernen Nachfolger genutzt.

Doch so sorgfältig die Einzelteile auch produziert sind, letztendlich müssen sie zusammenpassen.

Glücklicherweise hat Silbermann ausführliche handschriftliche Aufzeichnungen hinterlassen, die, inzwischen editiert, in vielen, mit Bemerkungen versehenen Kopien in Kerns Werkstatt liegen. Akribisch stellte Silbermann fest, was er jeden Tag arbeitete. So beschrieb er, dass „Schienen geflochten, die Schienen ins Welbredt angehenckt und auch am Clavir und die Mütterlein eingeschraubt“ wurden. Silbermann bemerkte auch, wenn's mit der Arbeit nicht so vorwärtsging, wie gewünscht: „Wegen der Fürstin zu Fürstenberg ein wenig gehindert worden.“ In seinen Aufzeichnungen steht jedoch nicht, wie er vorging, als er die Orgel-Legende schuf. „Heute rätseln wir manchmal darüber“, sagt Kern in seinem durch den elsässischen Dialekt gefärbten Deutsch. Dabei ist der Mythos, den Silbermann zu verbreiten scheint, keineswegs übermächtig. Immerhin produzierte er im Laufe seines Lebens über 60 Orgeln. Um diesen fulminanten Ausstoß zu erreichen, nutzte Silbermann eine Arbeitsweise, die man modern mit Serienfertigung umschreiben könnte. „Silbermann hat nach einem Schema gearbeitet, das er nur auf die jeweiligen Orgelgrößen abgeändert hat“, erläutert Gaston Kern die Arbeitsweise des Straßburgers. Doch hier wiederum zeigt sich die Genialität des Künstlers und Handwerkers, schaffte er es doch, auf eine geradezu vorbildliche Weise, den Klang des Instrumentes mit dem jeweiligen Kirchenraum zu versöhnen.

Diesen Beweis muss Gaston Kern noch antreten. Seine Mannschaft baute das sieben Meter hohe, 4,45 Meter breite und rund 3,5 Tonnen schwere Meisterstück in Hattmatt auf, dann wird es wieder zerlegt und in einem Dreiaxser nach Villingen gebracht. Über den Winter wird das Instrument in der Benediktinerkirche aufgebaut. Am Samstag, 21. September, soll die Silbermann-Orgel dann zum ersten Mal durch Stephan Rommelspacher, einer der Initiatoren der ersten Stunde, erklingen. In Hattmatt in der Werkstätte arbeitet Gaston Kern auf diesen Tag hin, manchmal wirkt der Schöpfer etwas erschöpft, wenn er daran denkt, wie viel Energie ihm sein „Meisterstück“, wie er es selbst nennt, schon gekostet hat. Dann sagt er, dass man so etwas nur einmal im Leben mache.

Sifflet 1'

Johann Andreas Silbermann und die Orgel der Benediktiner in Villingen

Thomas Herzog-Singer

Als ich im Sommer 2000 vom Arbeitskreis Silbermann im Förderverein Benediktinerkirche gebeten wurde ein paar Fotos für eine geplante Dokumentation zur Rekonstruktion der historischen Villingener Silbermann-Orgel von 1752 zu machen, war für mich die mechanische Orgel ein recht unbekanntes Instrument. Auch muss ich zugeben, dass ich bis dahin dem Klang einer Rockgitarre den Vorzug gegeben habe; Kirchenmusik und Klassik war eigentlich nie meine Welt. Und ausgerechnet ich soll ein paar Fotos über die Arbeiten an der Orgel machen?



Gaston Kern bei der Überprüfung der Klaviaturen.

Mir blieb wohl nichts anderes übrig, als mich mit dem Thema zu beschäftigen. Ich bekam ein Buch über den Orgelbau in die Hand, und bereits nach den ersten Seiten war ich fasziniert von der Welt der Orgel. Für mich war klar, wenn die Rekonstruktion der Silbermann-Orgel so etwas einmaliges und großartiges ist, dann sollte die Dokumentation auch etwas Besonderes sein. Ich entschloss mich also für eine Dia-AV-Produktion, ähnlich wie die Show „Civitas Villingen“ die anlässlich der 1000 Jahr Feier in Villingen aufgeführt wurde. Solch ein Projekt kann ich jedoch nur

durchführen, wenn ich mich mit dem Thema identifiziere. Dabei ist es nicht nur wichtig sich mit der Technik der Orgel vertraut zu machen, sondern auch mit der Musik, die auf solch einem Instrument gespielt wird. Und das war nicht einfach. Aber je mehr ich mich in die Beschreibung der „Register und die Verschiedenartigkeit ihrer Klangfarben“ vertiefte, umso mehr war bei mir der Wunsch da, die Orgel auch immer wieder zu hören. Beste Voraussetzungen also für die geplante Dia-AV-Show.



Bretter für das Orgelgehäuse werden für die Montage vorbereitet.

Die ersten Fotoaufnahmen begannen im Oktober 2000 in der Werkstatt des Orgelbauers Gaston Kern in Hattmatt im Elsass. Gaston Kern erhielt zwei Jahre zuvor den Auftrag zur Rekonstruktion der Silbermann-Orgel, ein Vorhaben, dessen Realisierung von der internationalen Fachwelt mit Spannung erwartet wird. Schließlich soll erstmals eine Orgel von Johann Andreas Silbermann, von Grund auf rekonstruiert werden. Und dabei handelt es sich nicht um irgendeine; die 1752 in der Benediktinerkirche aufgestellte Orgel ist garantiert eine der bedeutendsten Arbeiten Silbermanns.



Die Geschichte J.A.Silbermanns und der Bau der Orgel 1752 wird in der Dia-AV-Show ausführlich beleuchtet. Dazu werden

Die Orgel, 1812 auf Befehl des damaligen Großherzog von Baden in die Residenz nach Karlsruhe gebracht, existiert heute nicht mehr. Sie wurde während einer Bombennacht 1944 zerstört. Für Gaston Kern und seine Mitarbeiter bleiben für eine detailgenaue Rekonstruktion lediglich Tagebuchaufzeichnungen Silbermanns. Darin ist zwar der Aufbau der Orgel beschrieben, aber nicht wie sie gebaut wird. Wahrlich eine Herausforderung für einen guten Orgelbauer, und für Gaston Kern eine Krönung seines Lebenswerks.



Der Pfeifenmacher lötet die aufgerollten Pfeifenkörper zusammen.

Der Orgelbau umfasst ein weites Feld handwerklicher Tätigkeiten, von der Holz- und Metallverarbeitung bis zur Feinmechanik. Alle Mitarbeiter Kerns müssen alles können. Und nicht nur das; ein Orgelbauer sollte das Instrument auch spielen können. Es ist nicht nur die ganze Atmosphäre in

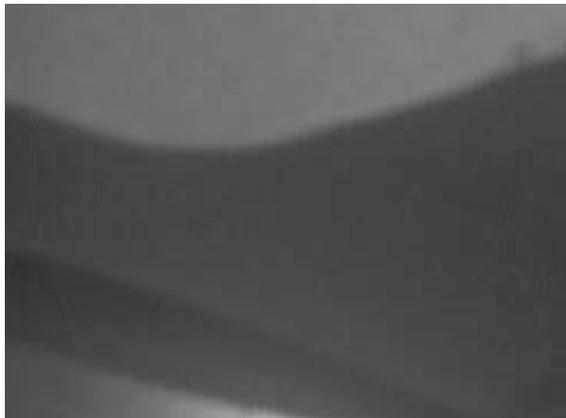
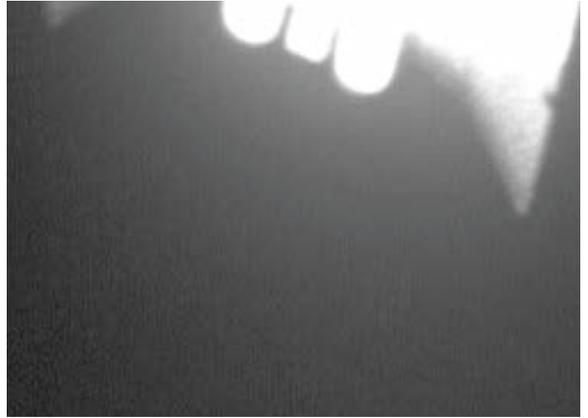
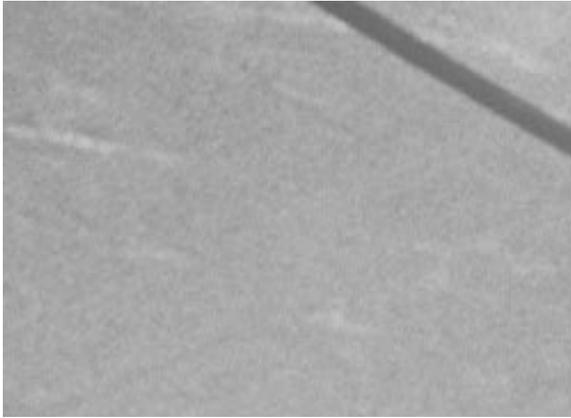


historische Zeichnungen und Stiche, wie auch aktuelle Fotoaufnahmen am Computer grafisch bearbeitet und neu zusammengesetzt.

der Werkstatt die mich seit den ersten Aufnahmen begeistert, auch sind es die Arbeiter die mit ihrem einzigartigen Fachwissen mir geduldig die Arbeitsschritte erklärten.



Viele Aufnahmen, wie hier bei der Herstellung der Holzpfeifen, werden vom Stativ gemacht. Das ermöglicht ein passgenaues Aneinanderreihen einzelner Standbilder.



Herstellung der Zink-Bleiplatten wie zu Silbermanns Zeiten. Das Material wird auf 350 Grad Celsius erhitzt und abgeschöpft. Ab einer exakten Temperatur wird die Flüssigkeit über eine Bahn gepresst und es entsteht eine Platte, die in kürzester Zeit abkühlt. Die unterschiedlichen Pfeifen haben

auch unterschiedliche Materialstärken. Diese werden vor jeder Pressung berücksichtigt. Bevor die Platten letztendlich zu Pfeifen verarbeitet werden, müssen diese noch mit der Hand abgehobelt werden.



Eine Windlade wird geschliffen.

Die Fotografie

Zur Fotografie der Arbeiten an der Orgel werden ausschließlich Schwarzweiß-Dia-Filme eingesetzt. Die Orgel in der Benediktinerkirche wird mit Farbmaterial aufgenommen. Es wird nicht nur für die Show fotografiert, ein Teil der Aufnahmen wird in dem Buch über die Rekonstruktion der Silbermannorgel zu finden sein. Gleichzeitig mit der Buchvorstellung und der Präsentation der Show wird auch eine Fotoausstellung in der Benediktinerkirche gezeigt. Geplant ist, dass die Show auf einer kleinen Projektionswand innerhalb der Fotoausstellung in einer Kurzversion mehrmals täglich präsentiert wird.

Die Show

Im Vordergrund steht die Rekonstruktion der Silbermann-Orgel. Dabei ist die Show in drei Abschnitte aufgeteilt:

1. Historie

Silbermann und die Benediktinerkirche in Villingen
Bau der Silbermann-Orgel
Geschichte der Silbermannorgel nach 1752

2. Dokumentation

Arbeiten in der Orgelwerkstatt
Montage und Intonation in der Benediktinerkirche

3. Impressionen

Die rekonstruierte Silbermann-Orgel

Die Technik

Die Show läuft mit maximal 4 lichtstarken professionellen Diaprojektoren. Programmiert und produziert wird so eine Show am Computer; die Abmischung der Musik und Zuordnung bzw. Überblendung der Dias wird mit spezieller Software realisiert. Das AV in einer Dia-AV-Show steht für Audio und Vision; das bedeutet natürlich auch, dass der Bereich Audio den gleichen Anteil an der Show hat, wie der Bildteil. Die hierfür eingesetzte Musik wird mit dem ehemaligen Münsterkantor Stefan Rommelspacher sowie Münsterkantor Christian Schmitt abgestimmt und direkt auf der rekonstruierten Silbermannorgel eingespielt.

Die Präsentation

Voraussichtlich soll die Show einen Tag vor der Orgelweihe am Freitagabend, 20. September 2002 um 20.00 Uhr im Franziskanermuseum zeitgleich mit der Vorstellung der Buchdokumentation, und der Eröffnung einer Silbermannausstellung gezeigt werden. Da der zeitliche Ablauf der Festwoche

jedoch noch nicht genau steht, ist dieser Termin auch noch nicht endgültig.

Die Show wird in der Benediktinerkirche auf einer 6 x 9 Meter großen Lichtbildwand präsentiert und dauert voraussichtlich 30 Minuten. Der Eintritt ist wie bei „Civitas Villingen“ wieder frei, falls der Zuschauerandrang zu groß ist, wird die Show noch am gleichen Abend wiederholt.



Die Orgel wird in der Werkstatt erstmals montiert.

Villinger Wasser stärkt müde Glieder

Andreas Wende

Wie der Villinger Doktor Georgius Pictorius um 1557 für seine Heimatstadt warb

Reisen bildet – dieser Spruch hatte zu allen Zeiten seine Gültigkeit. Selbst der eilige Pauschaltourist unserer Tage nimmt die eine oder andere bleibende Erinnerung von seinen Abstechern mit nach Hause, als Souvenir oder im Dia. Viel gründlicher reiste man in früheren Jahrhunderten. Nicht nur an Fürstenhöfen war es üblich, die jungen Prinzen auf Bildungsfahrt zu schicken, auch Künstler und Wissenschaftler suchten in der Ferne nach unbekanntem Anregungen für ihr Metier.

Die Ergebnisse dieser Reisen wurden publiziert, sicherten dem Verfasser den Lebensunterhalt und

verbreiteten Erkenntnisse von unerhörten Begebenheiten, exotischen Ländern und Menschen. Gleichzeitig erweiterten die Daheimgebliebenen ihren Horizont.

Neben spannender Unterhaltung finden sich in den Beschreibungen auch sehr praktische Hinweise. Als Beispiel sind die sogenannten „Badenfahrbücher“ zu nennen. Hier hat sich unter anderem besonders Georg Maler, latinisiert „Pictorius“, als Arzt und Schriftsteller einen Namen gemacht.

Er wurde um 1500 in Villingen geboren, immatrikulierte sich 1519 als „Jeorius Pictor“ an der Uni-



Recht lockere Sitten herrschten um 1500 in den Bädern, wie diesem Holzschnitt von Gallus Etschenreutter von einem Mineralbad jener Zeit zu entnehmen ist.

Von dem bad Schwenningen.

²⁸
vnd ordnung zu Baden ³¹
Es ist ein vast nütliches bad ein
Meil wegs von der statt Villingen
vber den Schwarzwald in
eine Wirtenbergischen dorff Schwe-
ningen genant / welchs vil gbrauche
wirt von dem landvolck der Baer/
für raud/müde glied/magēwee/für
krümme der glied so nach dem grimen
erfolgt/für das grien vñ andere viel
kranchheiten/alda mag man die nar-
rung wol haben / doch wer wol ligen
wil muß betch mit bringen.

Von dem Neuenbad.

Es quillt an der statt Villingen
ein vast nütlicher bruß den man
heisset das Neuenbad / vnd wie-
woler schwäbel mit alau halt / so ist
er doch nit warm / sonder man muß
in wermen/vmb der vrsach willen dz
die mitroer vber die er fleußt so weit
von seinem qual/dann er vnder dem
erdrich auß einē berg allda / Haubē
² ij loch

Von den Bädern

Gal.lib.
dinamid.
loch genant fließet/vñ ist sein hilff/
thut der schwäbel/wie Galenus lehr
zu sterckē die müde glied:dañ er trück-
net die feuchten neruen / ist nüg der
leber/dem milz/vnd magen/lediger
alle vnreinigkeit der haut / vnd vers-
treibt den krampff / macht wol dur-
stig aber gnt gefellen leschen / disem
bad zu lieb solt mancher weit her-
kommen/dann die narung ist so vbers-
flüssig daß einen die wal treibt ob er
visch / fleisch / oder wildprät haben
wölle/vñ wiewol da kein wein wach-
set / so trincket man doch den besten/
bleibt nit bey einerley. Das Wirts-
hausß so dem bad das negste/heisset
zu der Adrin / vnd rüffet der Wirt
seinem gast mit disen Worten:

Diuertere huchospes melius diuerrere nõ est,
Hic bene dormitur,pascitur & bibitur.

versität Freiburg und bereitete sich, neben seiner Tätigkeit als Lateinlehrer, im Medizinstudium auf den Arztberuf vor. 1540 ernannte ihn die vorderösterreichische Regierung zum „Archiater“, zum obersten Sanitätsbeamten.

Im Freiburger Herder-Verlag wurde 1980 ein Nachdruck von Pictorius' Badenfahrtsbüchlein aus dem Jahr 1560 aufgelegt, der heute leider vergriffen ist. Angereichert mit zeitgenössischen Bildern bietet diese Ausgabe gründlichen Einblick in die Kultur- und Medizingeschichte im 16. Jahrhundert. Der Autor, umfassender Kenner der einschlägigen antiken und mittelalterlichen Fachlektüre, veröffentlichte zu seinen Lebzeiten rund 50 Schriften, die sich unter anderem mit Hygiene, bestimmten Krankheiten, Botanik, Zoologie, aber auch Magie und Mythologie befassten. Neben seinem „Reissbüchlein, kurtzer bericht für die so da reisen wöllen in frömbde unbekannte land“ hat ihn das Badenfahrtsbüchlein besonders bekannt gemacht.

Natürlich hat Pictorius Vorbilder, und denen folgt der Mediziner im Aufbau seines Büchleins. Er nennt zunächst die drei Arten von Bädern – Heißluftbad, der heutigen Sauna vergleichbar, – Dampfbad nach antikem Vorbild und Wasserbäder aller Art und beschreibt ihre Wirkungen. Über Mineral- respektive Wildbäder gelangt Pictorius dann zur Beschreibung von 38 Bädern im Badi-schen, der Schweiz und dem heutigen Österreich. Auch seine Heimat findet dabei Erwähnung. „Von dem Bad Schwenningen“ heißt es bei Pictorius (zitiert nach der Übertragung von Udo Becker): „Es ist ein nütliches Bad, eine Meile Weg von der Stadt Villingen über den Schwarzwald in dem württembergischen Dorf Schwenningen, welches viel gebraucht wird von dem Landvolk der Baar gegen Räude, müde Glieder, Magenschmerzen, es hilft bei verkrampften Gliedern, wie sie sich nach der Gicht einstellen, bei Grien und vielen anderen Krankheiten; auch da mag man gute Verpflegung bekommen, doch wer gut schlafen will, muss sein Bett mitbringen“.

Deutlich besser hinsichtlich der Verpflegung ist es laut Pictorius in Villingen bestellt, über das der reisende Mediziner im Kapitel „Von dem Neuenbad“



Lustig ging es auch oft in den Bädern, die Doktor Pictorius in seinem Badenfabribüchlein beschreibt, zu. Der Villingener Arzt verurteilte aber solche Sitten, wie sie auf dem Holzschnitt von 1519 gezeigt werden: Zechen, üppige Mahlzeiten, Würfelspiel und laute Unterhaltung durch Spielleute haben im Bad nichts zu suchen.

berichtet: „Es quillt bei der Stadt Villingen ein recht nützlicher Brunnen mit Namen Neubad; obwohl das Wasser Schwefel mit Alaun enthält, ist es doch nicht warm, sondern man muss es anwärmen; die Ursache dafür ist, dass die Minera, über die das Wasser fließt, so weit von seiner Quelle entfernt sind; es fließt nämlich unter dem Erdreich eines Berges, der hier Haubenloch heißt, hindurch. Das Wasser mit seinem Schwefel hilft, wie der (antike Arzt) Galen lehrt, die müden Glieder zu stärken; dann trocknet es die Feuchte der Nerven, nützt der Leber, der Milz und dem Magen, beseitigt alle Unreinheiten der Haut, vertreibt den Krampf, macht recht durstig, aber gute Gesellen helfen dagegen. Diesem Bad zuliebe sollte mancher weit herkommen, zudem die Verpflegung so überreich ist, dass einem die Wahl plagt, ob man Fisch, Fleisch oder Wildbret essen soll.

Und obwohl hier kein Wein wächst, so trinkt man doch den besten und es bleibt nicht bei einem. Das Wirtshaus, das dem Bad am nächsten liegt, heißt ‚Zu der Mohrin‘. Mit diesen Worten ruft der Wirt seinen Gast: Komm’ besser hier herein, Gast, etwas anderes zu suchen bringt nichts, hier schläft man gut, isst gut und trinkt gut.“

In ähnlicher Weise äußert sich Pictorius über ande-

re Ziele seiner Fahrten. Dabei streut er nach heutigem Verständnis Kurioses ein. So sei in jenen Jahren schlecht zu baden, denen zwei Jahre zuvor Mond- oder Sonnenfinsternisse vorausgegangen sind. Essen im Bad, bei mehrstündigen Aufenthalten nicht unüblich, sei schädlich, da die genossene Speise gären und die Wirkung des Bades behindern könne.

Seiner Vaterstadt Ehre gemacht!

Im Jahre 1959 nahm sich Ernst Scheffelt aus Badenweiler des Villingener Arztes an und würdigte in „Badische Heimat“ – Mein Heimatland – Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege (39. Jahrgang), dessen Leben und Werk. Unter der Überschrift „Der Arzt Georgius Pictorius (1500 bis 1569) aus Villingen“ ist in einem mehrseitigen



Im Mineralbad: Männlein und Weiblein sind durch eine einfache Unterteilung getrennt. Die Stange am Haus zeigt eine Bade-stube an: Der Ring mit dem Kreuz galt als glückbringendes und Unheil abwendendes Zeichen.

Artikel viel Interessantes und Kurioses zu lesen. Da heißt es unter anderem:

Im Jahr 1500 wurde zu Villingen ein Knabe geboren namens Georg Maler, der heute noch seiner Vaterstadt Ehre macht. Der begabte Junge wurde von seinem Vater, dem Metzgermeister Michel Maler, in die Klosterschule der Franziskaner geschickt und bezog dann im Alter von 19 Jahren die Universität Freiburg. Dort widmete er sich dem Studium der Philosophie und der freien Künste und latinisierte, dem Brauch jener Zeit folgend, seinen Namen: er nannte sich Georgius Pictorius (pictor = Maler).

Der Verfasser seiner Lebensgeschichte, der Arzt Dr. G. Kürz, auch ein Villingener, meint, dass unser Georgius ein fröhlicher Student gewesen sei; im Jahre 1529 ist er Lehrer an der Freiburger Lateinschule und bald darauf Vorstand derselben. Doch die Schulmeisterei befriedigte den vielseitigen Mann nicht. Angeregt durch die Schriften griechischer und römischer Ärzte studierte er noch Medizin und erwarb sich 1535 den Dokortitel. Dann ließ er sich nieder in der vorderösterreichischen Hauptstadt Ensisheim (Elsass), offenbar nicht als praktischer Arzt im heutigen Sinne, sondern als Sanitätsbeamter und Gerichtsarzt.

Schon in Freiburg hatte Pictorius einige Werke philosophischen Inhaltes geschrieben, in Ensisheim war er ganz besonders fleißig und erstaunlich vielseitig. Er schrieb 1560 das „Badenfahrbüchlein“ gedruckt in Freiburg bei Peter Schmid. Darin beschreibt Pictorius 37 deutsche und ein französisches Bad. 18 seiner Badeorte liegen in Baden. Viele davon sind längst eingegangen. Das „Badenfahrbüchlein“ enthält interessante Hinweise auf Sitten und Bräuche jener Zeit. Die Angehörigen der wohlhabenden Stände pflegten mindestens einmal im Jahr eine Badenfahrt zu machen, auch wenn es ihre Gesundheit nicht unbedingt erforderte. Dabei wurde während des Aufenthaltes im Kurort das **B a d e n** sehr intensiv betrieben. Da pflegten Männlein und Weiblein mehrere Stunden, ja fast den ganzen Tag, im Bad zu sitzen, während man heute den Kranken nicht rät, lange zu baden. Nun, viele „Badegäste“ der damaligen Zeit waren gar nicht krank, sondern sie

suchten Kurzweil und wollten gut leben. Das Wort „Fressbädle“ hat sich bis in unsere Tage erhalten und sagt genug.

Die Leute, die vor 450 Jahren eine „Badfahrt ausrichteten“, suchten meist auch Zerstreuung, das zeigen die Bilder, die uns vom Badeleben der damaligen Zeit überliefert sind. Da sitzen in einem nicht sehr großen Becken Männlein und Weiblein zusammen oder sie lehnen sich an die Wand. Auf der Brüstung stehen Platten mit Fleisch und Fisch, dazu Weinkrüge von ansehnlicher Dimension. In der Nähe sitzt ein Fidelmann und geigt.

Die Ärzte der damaligen Zeit waren gegen das unmäßige Essen und Trinken im Bad, sie bekämpften die Sittenlosigkeit, die sich allenthalben breit machte und glaubten auch, dass Haut- und Geschlechtskrankheiten durch das gemeinsame Baden verbreitet würden.

Pictorius gibt etwa folgende Anweisungen: nach der Ankunft im Badeort soll man einige Tage von der Reise ausruhen, vor dem Beginn der Kur vorsichtig purgieren (= abführen), sich überhaupt in jeder Hinsicht genau vorbereiten. Anfänglich möge man nicht zu tief und nicht zu lang „einsitzen“. Die Hauptbadezeit sei morgens, da die



Schmausen und Zechen von Mann und Frau im Wasserbad gemäß dem alten Spruch: „Aussig Wasser, inne Wein, lasst uns alle fröhlich sein.“ Holzschnitt von 1481 aus Augsburg.

Luft rein und kühl (er sagt: „der Luft“). Nach dem Essen soll man 4 1/2 Stunden Pause machen, weil sonst die Leber verstopft werde. Etwas Bewegung wird empfohlen, auch Reibungen, also Massagen. Im Bad selbst soll man nicht schlafen und höchstens etwas leichten Wein mit Brot und Marzipan oder ein Ei genießen. Dieses Zugeständnis ist begreiflich, da ja stundenlang gebadet wird. Über die Bestandteile der Badwässer wissen die Ärzte des 16. Jahrhunderts nichts Genaueres. Sie

reden von Schwefel, Kupfer und Salz, wo diese Stoffe gar nicht vorhanden sind, und diese fehlerhaften Analysen werden wiedergegeben bis nach dem Jahr 1700. Unserem G. Pictorius haben sicherlich die Doctores Etschenreutter (1571) und Ruland (1600) manches abgeschrieben. Nach einem überaus tätigen und erfolgreichen Leben starb Georgius Pictorius im Jahr 1569; von seinem Sohn wissen wir nur, dass er die Klosterschule in St. Blasien besucht hat.

Villingen. Cap. cclxiij.



Das Wasser Brigi im Thonauer Thal / bey dem Schwarzwald / ligt dise Statt / soll von Berchthold dem vierten / einem Herzhogen von Züringen erhaben seyn / vnd nach abgang dieses Geschlechts an die Grafen von Fürstenberg kommen / nachmals aber an das Hauff Vesterreich / dem sie noch geho: sam ist. Ihr Namn kompt von Villa, wie etliche meynen: dann sie ist anfänglich ein Dorff gewesen / aber Herr Pictorius / der da erbordt / meynt sie heiß Villingen / gleich als were sie ein Mittel ja Mutterstatt vieler Flecken / die sich enden auff Ingen / so geringsweiß darumb liegen / als da seind Hüfingen / Hisingen / Tuttingen / Schweiningen / Esingen / Lupffdingen /c. Die dritten meynen sie heiß Villingen von einem Mann der Willing geheissen hat / vnd zum ersten da gemünset / des Stempfels noch vor handen ist. Es ist vast guter Luft in diser Statt / vnd lauffen durch alle Gassen laute re Wäch. Der Markt ligt mitten in der Statt / vnd mag einer da zu vier Thoren hinauff sehen nicht von kleine wegen der Statt / sonder das die Gassen also gerad vnd creuzweiß zu den Thoren



gerichte seind. Da seind alle ding in gutem Kauff / Brodt / Fleisch / Fisch / Wildprat /c. Man laßt kein Vogel bleibe der den Fischen auffsetzig ist / als da seind Antvogel / Reiger vnd dergleiche / sonder welcher einen scheußt / vnd den bringt in das Kauffhaus / dem gibt man ein Villingen Schilling / laßt ihm den Vogel / aber hawet ihm vorhin ein Fuß ab. Es ist bey diser State ein lustig Bad / das fleußt ab Schwefel vñ wenig Alaun / nust vast wol müden Gliedern: dann es tröcknet auß die Nerven / sterckt den Magen vnd seine dämung. Es ist vergangen den Jahren bey diser Statt in S. Germans Wald gewesen ein wilder vnd ganz viehischer Mann / der ist Sommer vnd Winter ganz nacktend gelauffen / sich des Grases vnd Wurksten beholffen / zu Nacht bey dem Viehe auff Thannenreis vnd nacktend gelegen / hat auß keinem Brunnen / sondera auß Mistflachsen getruncken. Er hat die Menschen geflohen wie ein wild Thier / ist zu letzt an der Pestilenz gestorben.



Als bedeutender Sohn Villingens wurde Georgius Pictorius schon in Sebastian Münsters Kosmographie beschrieben. 1588 wurde im ältesten Stadtporträt die Fantasieansicht einer Stadt, die hier für Villingen stand, durch ein „Bildnuß“ von Pictorius ausgetauscht. Aber auch bei diesem Holzschnitt – der in der Basler Ausgabe der Cosmographia von 1628 erschienen ist – handelt es sich wohl um ein Fantasiebild, das keine individuellen Züge aufweist und mehrfach als Porträt für Gelehrte seiner Zeit verwendet wurde.

Erinnerungen an die Schulzeit geweckt

Ausstellung: Schiefertafel, Griffel, Federkasten...

Eine überaus positive Resonanz fand die Ausstellung „Schiefertafel, Griffel, Federkasten“, die GHV-Mitglied Wilfried Steinhart im Frühjahr 2001 im Heimatmuseum Brigachtal-Überauchen veranstaltete. Die Besucher kamen in Scharen, um sich in die eigene Schulzeit zurück versetzen zu lassen. Der Geruch von Schieferstaub und Kreide und der Anblick alter Schulbänke und Wandtafeln, Schrifttafeln mit dem Sütterlin-ABC, Griffelkästen und Federmäpple, alter Schulbücher und Hefte erfreute nicht nur die reiferen Jahrgänge, sondern auch Kinder und jugendliche Besucher, die hier erfahren konnten, wie es war, als Mama und Papa, Oma und Opa, Gotti und Getti die Schulbank drücken mussten.

Ein dickes Lob hat sich Wilfried Steinhart verdient, der mit dieser Ausstellung, deren Besuch auch im Programm des Geschichts- und Heimatvereins stand, vielen Menschen eine Freude machte. Er hat eine ganz besondere Beziehung zum Thema Schiefertafel, denn er ist praktisch mit diesem wichtigen Utensil früherer Schüler-Generationen aufgewachsen. Sein Vater, Anton Steinhart, war Mitinhaber der renommierten Schiefertafelfabrik Gebrüder Steinhart in Dettingen bei Horb am Neckar, die ihre Produkte in Süddeutschland verkaufte und auch in zahlreiche Länder exportierte. Bis zu 60 Mitarbeiter wurden in dem Betrieb, der auch große Schultafeln für Klassenzimmer, Federkästen, Rechenmaschinen und andere Artikel für den Schulbetrieb herstellte, beschäftigt.

Wilfried Steinhart, Jahrgang 1940, schaffte nach seiner Lehre als Werkzeugmacher bis 1960 im elterlichen Unternehmen, das fünf Jahre später die gesamte Fertigung einstellte. Er hat – im wahrsten Sinne des Wortes – das Erbe seiner Väter gut verwaltet und die Restbestände der Firma Gebrüder Steinhart, sowie wichtige Akten und Dokumente,



Wilfried Steinhart (rechts) erwies sich als fach- und sachkundiger Führer durch die Ausstellung in Überauchen. Er konnte zahlreiche, auch prominente Gäste – wie hier den Bundestagsabgeordneten Meinrad Belle mit Frau Evelyn – begrüßen.

vor der drohenden Vernichtung bewahrt. Als Rentner hat er daraus eine Sammlung zusammengestellt, die er in Form einer Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich machte. Nachdem diese Dokumentation schon 1999 zur 1000-Jahrfeier in Villingen zu sehen war, wurde sie im Frühjahr 2001 in einer Sonderschau des Heimatmuseums Brigachtal-Überauchen erneut der Nachwelt präsentiert. Die Medien berichteten ausführlich. Das Fernsehen machte die Ausstellung landesweit

bekannt und auch viele prominente Gäste ließen sich den Ausflug in die längst vergangene Schulzeit nicht entgehen.

Die Tageszeitungen lobten die Initiative des geschichtsbewussten Rentners Wilfried Steinhart und lockten viele Besucher in die Ausstellung, die wegen des großen Interesses, sogar verlängert werden musste.

Im Schwarzwälder Boten war unter der Überschrift: „Griffel kratzen wieder über Schiefertafeln“ unter anderem zu lesen:

„Mit dieser Sammlung wurde ein Stück Schulgeschichte bewahrt“ so die Worte von Schulleiter Kurt Ohmann, als er im Überaucherer Museum die Ausstellung „Schiefertafel, Griffel, Federkasten“ eröffnete.

Rund um die Gebrauchsgegenstände aus längst vergangenen Schultagen dreht sich die Ausstellung, zu der Raimund Kammerer, Vorsitzender der Gesellschaft für Altertums- und Brauchtumpflege eine stattliche Besucherzahl begrüßen konnte. „Dies hier ist viel mehr als eine Ausstellung“ fuhr Kurt Ohmann bei der Eröffnung fort, „hier steckt viel Liebe und die ganze Seele drin.“ Nichts sei so sicher, wie der Wandel, die Schiefertafel habe ihn erlebt, fügte Ohmann hinzu. Im Mittelpunkt der Ausstellung steht die Schiefertafel. Alles was damit zusammenhängt, wurde von Wilfried Steinhart, dem Urenkel des Firmengründers der Schiefertafelfabrik aus Horb-Dettingen, sorgsam vor dem Verschrotten bewahrt. Bei einem Bummel durch das Museum können sich die Besucher beim Betrachten der Tafeln, Griffel, Federkästen und alten Lesebücher in die eigene Schulzeit zurückversetzen. Alte Schulbänke laden ein, Platz zu nehmen und mit dem Griffel etwas auf die Tafeln zu schreiben. „Man muss sich ganz schön anstrengen, um schön in die Linien zu schreiben“, meinte Bundestagsabgeordneter Meinrad Belle.

Wilfried Steinhart, der selbst noch in der Fabrik seines Vaters gearbeitet hat, zeigte den Besuchern einige der vielen Handgriffe, die zur Herstellung einer Schiefertafel nötig waren. Er gewährte auch einen Einblick in die alten Geschäftsbücher der Firma und zeigte schmunzelnd die Betriebsverordnungen, die aus dem Jahre 1881 stammen. Bei 25



Groß und Klein drückten bei der Ausstellung „Schiefertafel, Griffel, Federkasten“ die Schulbank. Die Kinder erfuhren so etwas vom Schulalltag ihrer Eltern und Großeltern.

Pfennig Strafe war den männlichen und weiblichen Arbeitern der Kontakt untereinander verboten. Wer sich nicht daran hielt, dem drohte sogar die Entlassung.

Der Südkurier wusste „Wie die Karos auf die Tafel kamen“. Hier ein Auszug aus einem umfassenden Bericht:

Fein säuberlich pinselte Rektor Kurt Ohmann einen Satz auf seine kleine Schiefertafel. Zusammen mit Evelyn Belle, der Gattin des Bundestagsabgeordneten, drückte der Brigachtaler Schulleiter wieder einmal die Schulbank. Wie die

vielen anderen Besucher erinnerten sich die beiden bei der Ausstellungseröffnung an ihre eigene Schulzeit.

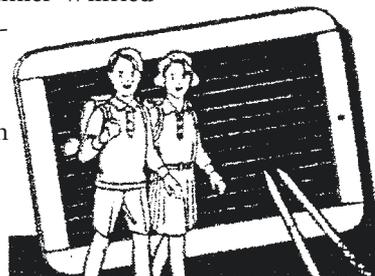
Der Altertums- und Brauchtumsverein Brigachtal hätte kaum einen besseren Ort finden können. Das heutige Museum nämlich war in früheren Jahren das Schulgebäude von Überauchen, viele Generationen von Schülern haben hier auf Schiefertafeln das ABC gelernt. Kaum vorzustellen war für die heutige Schülergeneration, dass ihre Großmütter und Großväter auf den kleinen Tafeln rechnen und schreiben gelernt hatten.

Rektor Kurt Ohmann dankte Wilfried Steinhart, der seine Sammlung von altem Schulinventar und Materialien zur Verfügung gestellt hatte. Mit interessanten Details ließ er die Entwicklung der Schiefertafeln aus historischer Sicht Revue

passieren. Schmunzelnd wies er etwa darauf hin dass zum Beispiel in Preußen die Karos auf der Tafel viel größer sein mussten als die badischen Karos.

In Baden-Württemberg wurden Schiefertafeln ausschließlich in der Schiefertafelfabrik der Gebrüder Steinhart in Horb-Dettingen produziert. Damit schließt sich der Kreis zum leidenschaftlichen Sammler Wilfried

Steinhart aus Villingen, der als Urenkel des Firmengründers von Jugend an einen Bezug zu den dunklen Schultafeln hat.



Eisenbahnromantik einmal anders

am Beispiel der Elektrifizierung der Schwarzwaldbahn

Gerhard Graf

Als begeisterter Eisenbahner erhielt ich im Frühjahr 1974 den Auftrag bei der bereits in vollem Gange befindlichen Elektrifizierung verantwortlich mitzuwirken.

Was konnte mir als altem Villinger schöneres passieren, als vor der Haustüre meiner alten Heimatstadt an der Elektrifizierung der Schwarzwaldbahn mitzuarbeiten.

Im Mai 1974 übernahm ich die Aufgabe, die Tunnel im Streckenabschnitt von Triberg bis Sommerau zu sanieren. Einige Tunnel waren bereits fertiggestellt bzw. sollten erst nach meinem geplanten Einsatz von 4-5 Monaten begonnen werden.

Die Gesamtverantwortung für die bautechnischen Arbeiten der Elektrifizierung lag bei einem Projektleiter, in Personalunion Dezernent 43 der damaligen Bundesbahn-Direktion (BD) Karlsruhe, vertreten vor Ort im Baubüro Triberg durch Herrn Mattmüller. Das Baubüro lag im 2. Stock des alten Bahnhofs (Bf) Triberg.

Bevor ich jedoch meine Arbeit aufnehmen konnte musste ich mir, fernab meiner neuen Heimat Karlsruhe, ein Quartier für die „Nacht“ suchen. Diese Unterkunft fand ich in Hornberg, einer DB-eigenen Immobilie, geeignet zum Schlafen, direkt hinter dem pulsierenden Bahnhof. Der Zimmer- und Frühstücksservice war preisangemessen und lag somit in (m)einer Hand. Wie Sie später noch sehen werden, hätte ich einen verbesserten Service gar nicht genießen können.

Am Morgen des ersten Tages meines Dienstantritts stellte ich mich bei meinen Kollegen im Büro Triberg vor und ließ mich über die Art und den Umfang meiner Arbeit informieren.

Bepackt mit vielen technischen Unterlagen und der Vorfreude auf meine Arbeit verließ ich Triberg und machte mich auf den Weg zu meinem eigenen Baubüro oberhalb von Nussbach.

Das Büro, war schon von meinem Vorgänger ein-

gerichtet und herrlich gelegen. Ringsum Wald und nach Westen ein schöner Blick auf Nussbach.

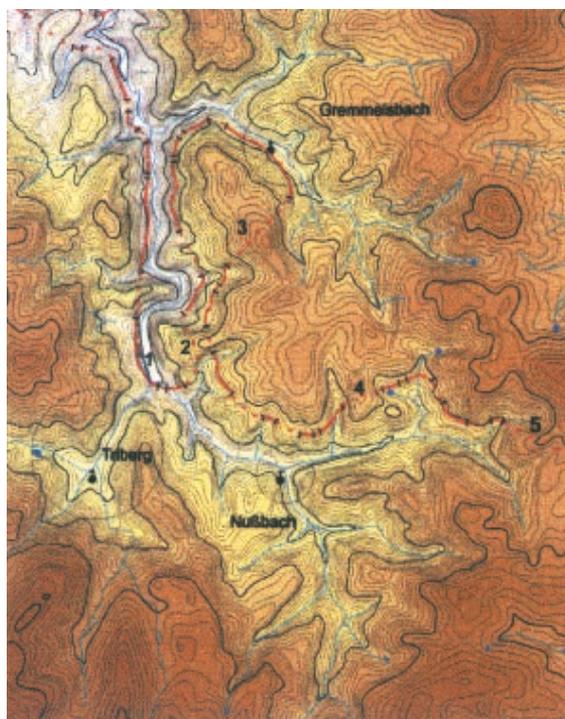


Abb. 1 Streckenführung zwischen Niederwasser und Nussbach (Sommerautunnel).

*Ausschnitt aus meiner Höhenkarte „Schwarzwald-Baar“
1 Bahnhof, 2 Großer Triberger, 3 Gremmelsbach-Tunnel,
4 Farrenhalde, 5 Sommerau-Tunnel*

Es war später Nachmittag als ich meine Unterlagen gesichtet und für den ersten Arbeitstag vorbereitet hatte, als gegen 19 Uhr meine Kollegen von den beteiligten Baufirmen durch die Türe kamen. Nach einer kurzen Vorstellung besprachen wir die Maßnahmen des kommenden Arbeitseinsatzes. Einer der Bauführer kam sogleich mit einem Problem, dessen Tragweite für mich zunächst nicht zu übersehen war: der Baubetrieb wird in Königsfeld massiv behindert – darüber weiter hinten.

Als Robert Gerwig am 23.12.1865 die Trassierung der Schwarzwaldbahn endgültig festlegte, musste er, zur Überwindung von 471 m Höhenunterschied zwischen Hornberg und Sommerau, 37 Tunnels anlegen (insges. 39). Die Tunnels wurden seit der Inbetriebnahme der Schwarzwaldbahn am 10.11.1873 mit Dampf- ab den späten 1950er Jahren auch mit Dieselloks befahren. Die zukünftig in Einsatz kommenden E-Loks benötigten gegenüber den Dampf-Loks mehr „lichten Raum“ d.h. mehr Platz in der Höhe. Die Fahrdrakonstruktion musste in diesem lichten Raum berücksichtigt werden (s. Abb. 2).

Damit dieser Mehrbedarf an Raumhöhe erreicht werden konnte, musste entweder das Gleis abgesenkt oder das Tunnelgewölbe höher gesetzt werden.

Bis auf den „Kleinen Triberger“, direkt hinter dem damals schienengleichen Bahnübergang in Triberg und der Straßenbrücke (heute B 33) gelegen, wurden alle Gleise in den Tunnel tiefer gelegt.

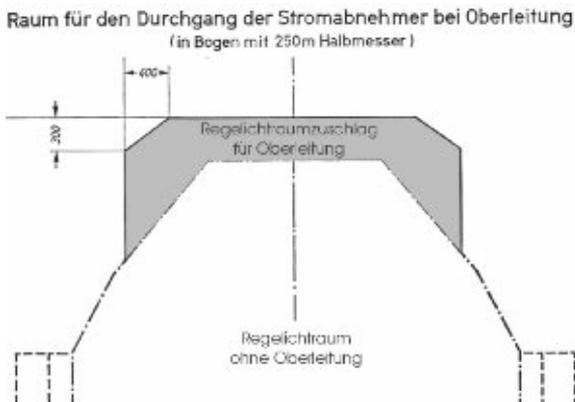


Abb. 2 Regellichtraumprofil

Der Zugbetrieb musste grundsätzlich aufrecht erhalten werden, dadurch konnte jeweils nur ein Gleis abgebaut werden. Dies geschah in aller Regel mit einem Kran der die auf 15 m geschnittenen Gleisabschnitte (Joche) von dem Betriebsgleis aufnahm und es entweder auf einen mitgeführten Rungenwagen auflud oder in einiger Entfernung seitlich zwischenlagerte.

Bei der Tunnelsanierung ging es u.a. darum, das vorhandene Tunnelgewölbe zu sichern bzw. neu

zu erstellen. Gleichzeitig musste die durch das Abtiefen der Gleise freigelegte tiefere Tunnelwandung gesichert werden (s. Abb. 3).

Die Tunnelwände wurden zum großen Teil mit dem aus dem anstehenden örtlichen Fels herausgebrochenen und behauenen Triberger Granit vermauert. Hierbei entstanden hinter dem Mauerwerk Hohlräume in denen sich Wasser sammeln konnte.

Damit das Mauerwerk und der dahinter anstehende Fels dauerhaft stabilisiert werden konnte, mussten die Hohlräume, Mauerungen und Fels mittels hochfestem Beton gesichert werden.

Die Hohlräume hinter dem Mauerwerk wurden mit Beton verpresst. Beginnend von unten nach oben wurden im Abstand von jeweils 2 m Löcher in die Mauerwerksfugen gebohrt und durch Luftdruck mittels einer Lanze der Beton eingebracht. Der Beton wurde solange in das Loch hineingepresst, bis es aus den anderen Öffnungen wieder austrat. Diese Bohrlöcher wurden sofort mit Stöpseln provisorisch verschlossen.

Nach dem Aushärten des Betons wurden die Provisorien entfernt und die Mauerfugen ausgebessert. Die Tunnelabschnitte die nicht vermauert waren erhielten zur Stabilität des Felses einen Spritzbeton-Mantel. In dem Felsgewölbe wurden Stahl-



Abb. 3 „Verbautes“ Gleis in ursprünglicher Höhe, rechts im Bild ist die nach unten verlängerte Tunnelwand mit Felsanker zu sehen, die Tunnelsohle ist hier um 50 cm gegenüber dem noch vorhandenen Gleis abgesenkt.

matten verankert und mittels Druckluft mit Beton bespritzt (Spritzbeton).

Damit Sie eine Vorstellung vom Umfang der Bohrarbeiten bekommen darf ich Ihnen ein kleines Rechenbeispiel geben:

Ein 100 m langer Tunnel hat eine ca. 2300 m² große Wandfläche, d.h. bei durchgehender Vermauerung mussten 575 Bohrlöcher gebohrt werden.

Die Gesamtlänge aller Schwarzwaldbahntunnel beträgt 10687,22 m, das sind ~ 245800 m² Wandfläche in die ~ 61450 Bohrlöcher gebohrt werden mussten – davon im Abschnitt Hornberg-Sommerau ~ 55200. Da nicht alle Tunnel auf voller Länge vermauert werden dürfen wir ca. 10 % der eben errechneten Bohrlöcher abziehen.

Wie Sie sehen, allein diese Arbeiten erforderten einen hohen Aufwand an Material und Zeit.

Es war ein schöner, sonniger Tag an dem ich meine Arbeit an der Schwarzwaldbahn aufnahm. Ich wusste, dass auf mich ein sicherlich strapaziöser Arbeitseinsatz im Schwarzwald wartet. Meiner guten Laune tat dies absolut keinen Abbruch – ich war im Schwarzwald, dazu noch vor den Toren meiner alten Heimatstadt Villingen – ich war einfach zufrieden.

Um die Bauarbeiten durchführen zu können, mussten die Baugeräte und -Stoffe mit einem Arbeitszug zur Baustelle gebracht werden. Ein Arbeitszug (Az) bestand aus der Zuglok und mehreren Niederflurwagen auf denen die Arbeitsgerüste, alle Baugeräte und -stoffe mitgeführt wurden.

Da der Zugverkehr am Tag eine zu hohe Frequenz aufwies, wurden die Bauarbeiten in die Nachtstunden verlegt: das noch vorhandene Gleis wurde ab 20 Uhr bis 6 Uhr für alle Züge gesperrt – es wurde somit zum Baugleis erklärt. Keine Regel ohne Ausnahme: gegen 2 Uhr musste der Postzug durchgelassen werden.

Die Arbeitszüge wurden für meinen Abschnitt nach den Arbeitseinsätzen auf den (östlichen) Rampengleisen in Peterzell-Königsfeld abgestellt und ab 14 Uhr mit Sand, Zement und Wasser beladen kamen von dort wieder in Einsatz. Sand und Zement wurden in geschlossenen Wagen zum

Bahnhof Peterzell-Königsfeld gebracht und auf den (westlichen) Abstellgleisen bereitgestellt. Zwischen den östlichen und westlichen Abstellgleisen waren die Betriebsgleise auf denen tagsüber die Züge verkehrten.

Kurz nach 19 Uhr, ich hatte mich zuvor bei Frau Allgeier in der benachbarten Gaststätte „Himmelpforte“ gestärkt, machte ich mich auf den Weg zum Farrenhalde-Tunnel oberhalb von Nussbach. Nach einer viertel Stunde Fußmarsch war ich am Tunnel und erkundete vor Ort den erforderlichen Arbeitsumfang und deren Bedingungen.

Es war 20 Uhr. Das Gleis sollte jetzt für die Bauarbeiten gesperrt sein – ich ging zum Streckenfernsprecher (ein Handy oder Funk hatten wir damals nicht) und vergewisserte mich, dass dies auch geschehen ist. Ich erhielt vom zuständigen Fahrdienstleiter des Bf Peterzell-Königsfeld die verbindliche Bestätigung der Gleissperrung. Nach



Abb. 4 Abdichtungsarbeiten an den Tunnelgewölben.

dieser Meldung konnte ich die am Tunnelportal wartenden Arbeitskräfte der bauausführenden Firmen in den Gleisbereich treten lassen. Sicherungsposten, wie bei einem zweigleisigen Betrieb benötigt, waren in unserem Falle nicht vorhanden, somit lag die Sicherung der Arbeiten bei mir.

Nun kann der Arbeitszug von Königsfeld kommen. Sein Weg bis zur Baustelle beträgt ca. 10 Km, bei der in diesem Streckenabschnitt mit einer Steigung/Gefälle von 1:54 (1,84 %), für Arbeitszüge zulässigen Geschwindigkeit von 30 Km/h, müsste der Az spätestens um 20:30 Uhr hier eintreffen. Um 20:45 Uhr lief ich zum Fernsprecher und erkundigte mich beim Fahrdienstleiter (Fdl) nach

dem Verbleib des Arbeitszuges. Ja, bekam ich zur Antwort, der hat Verspätung, weil der Sand und der Zement noch nicht ganz aufgeladen ist.

Ich befragte ihn nach den Gründen und musste feststellen, dass aus betrieblichen Gründen der Arbeitszug statt geplant um 14 Uhr erst gegen 16:30 Uhr aufgerüstet werden konnte. Er erklärte mir auch, dass er bei Tag alle Hände voll zu tun hätte. Die Strecke zwischen Hornberg und Sommerau ist zur Zeit weitgehend eingleisig.

Nur an geeigneten Streckenabschnitten zwischen den Tunnel wurden signalisierte Ausweichstellen eingerichtet um die Züge, nicht nur in den Bahnhöfen, sondern auch auf der freien Strecke aneinander vorbeileiten zu können. Als Fahrdienstleiter darf er wegen einer Rangierfahrt kein Verspätungsrisiko für Planzüge eingehen.

Das geplante Arbeitspensum lässt sich bei diesen Bedingungen nicht durchführen, das war mir sofort klar. Hier war sofortiger Handlungsbedarf angesagt. Gleich nach Arbeitsende (6 Uhr) werde ich mich darum kümmern müssen.

Um 22 Uhr traf der Az auf der Baustelle ein, jetzt endlich konnte mit der Arbeit begonnen werden. Da die Bohrlöcher bereits vorhanden waren ging es heute an das Verpressen. War es bis dahin noch ein ruhiger, angenehm warmer Maiabend so änderte sich dies schlagartig bei der Einfahrt der Diesellok in den Tunnel. Eine dichte, bläuliche Fahne durchschnitt die klare Luft und verdichtete sich im Tunnel zu einer fast undurchdringlichen Wolke. Ich begleitete ab dem Tunnelportal den Zug zu Fuß auf der bereits abgesenkten Tunnelsohle, so konnte ich wenigstens den unteren Teil des Zuges in diesem Nebel klar erkennen. Die auf den Wagen montierten Strahler tauchten die Arbeitsfläche in gleißend helles Licht, jedoch 50 m davon entfernt konnte man die Hand vor seinen Augen nicht mehr erkennen.

Kurz nach seiner Einfahrt war der Zug in dem 313,32 m langen Farrenhalde-Tunnel an seinem Arbeitsabschnitt angekommen. Die Mischmaschine für den Beton wurde angelassen, Sand, Zement und Wasser wurden zugeführt. Es staubte, lärmte und stank in diesem Tunnelloch als wollte es mit der Unterwelt konkurrieren.



Abb. 5 Mischmaschine für die Zementinjektionen.

Um auf die Arbeitsplattform zu gelangen, musste ich zunächst im Halbdunkel des Zuges von der Tunnelsohle auf das ca. 80 cm höher gelegene Bau- gleis klettern und von dort über Steighilfen am Wagen an mein Ziel zu gelangen.

Ich überprüfte vor der Einpressung des Betons die erforderliche 50 cm Bohrtiefe und ließ danach mit den Verpressarbeiten beginnen. Die Betongüte konnte ich vor Ort nicht überprüfen. Für diese Prüfung wurden ohne Vorankündigung von mir Proben des Betons entnommen und an die Baustoffprüfstelle in Karlsruhe geschickt. Die Firmen (in der Regel in einer Arbeitsgemeinschaft (ArGe) zusammengeschlossen) hielten sich, schon wegen drohenden Regressstrafen, peinlichst an die vorgeschriebene Betongüte.

In meine Arbeit vertieft, vergaß ich fast auf meine Uhr zu schauen – sollte doch laut Fahrplan um 2 Uhr der Postzug von Offenburg nach Konstanz durchgelassen werden. Es war kurz vor 1 Uhr, also noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Unterbrechung der Arbeiten. Um 1:20 Uhr verständigte ich den anwesenden Bauführer von der geplanten Abfahrt des Az und gab 5 Minuten später dem Arbeitszugführer den Abfahrauftrag der ihn an den Lokführer weitergab. Der Arbeitszug setzte sich daraufhin Richtung Peterzell-Königsfeld in Bewegung.

Der beißende Gestank der Abgase im Tunnel verflüchtigte sich nur langsam. Es war kein Lüftchen zu spüren der diese hinterlassene Wolke im Tunnel vertreiben konnte.

Ich ging mit raschen Schritten aus dem Tunnel

zum Fernsprecher um dem Fahrdienstleiter in Peterzell die Abfahrt des Az zu melden. Mit Beruhigung vernahm ich zunächst, dass der Postzug pünktlich ist und daher mein Arbeitszug um 2:05 Uhr in Königsfeld abfahren und gegen 2:35 Uhr wieder im Farrenhalde-Tunnel eintreffen könnte.

Der Nachsatz des Fahrdienstleiters brachte mich fast aus der Fassung: um 2:45 Uhr ab Peterzell-Königsfeld ist ein außerplanmäßiger Militärzug von Singen nach Straßburg eingelegt, d.h. früheste Ankunft meines Az um 3:15 Uhr. Mit Verzögerung zu Arbeitsbeginn vermindert sich die Arbeitszeit jetzt bereits um 2¹/₂ Stunden – von einer geplanten Arbeitszeit von effektiv 8 Stunden verbleiben nur noch 5¹/₂ Stunden. Diese verlorene Zeit kann ich selbst in den nächsten Tagen nicht aufholen.

Auf meinem Weg zu meinem Baubüro genoss ich den sternklaren Nachthimmel und die herrlich saubere Luft. Aus der Ferne, unten bei Triberg vernahm ich das Geräusch eines ebenfalls abfahrenden Arbeitszuges aus einem anderen Tunnel Richtung Triberg.

Die Zeit zwischen Abfahrt und Ankunft des Arbeitszuges nutzte ich um meine umfangreichen Aufschreibungen zu erledigen:

Notierungen in mein Dienstbuch, vorbereitende Eintragungen im Bautagebuch, Bautagesberichte, Firmen-Stundenzettel, Baupläne fortschreiben, technische Berechnungen, Prüfung der Materiallieferungen, Dienstreisetagebuch und persönliche Stundennachweise vorbereiten usw.. Zur Zeit meiner Tätigkeit war die DB noch eine Behörde. Daraus folgte zwangsläufig ein anderer Formularaufwand gegenüber einem Privatbetrieb.

Als wollte sich der Betriebsdienst, vertreten durch den Fahrdienstleiter (Fdl) in Peterzell-Königsfeld, wieder mit mir versöhnen – der Militärzug war pünktlich und so konnte ich um 3:20 Uhr meinen Az wieder in Empfang nehmen.

Mit vereinten Kräften ging jetzt die unterbrochene Arbeit weiter. Jeder wusste um die verlorene Zeit und so versuchten wir wenigstens einen Teil der unfreiwilligen Verzögerungen mit unserem Arbeitstempo zu kompensieren.

Nach 2 Stunden intensiven Arbeitseinsatzes lief die Zeit der Gleissperrung für uns ab. Der Arbeitszug wurde um 5:30 Uhr wieder nach Peterzell verabschiedet.

Als ich nach meiner ersten Arbeitsnacht aus dem Tunnel in den Maimorgen hinaustrat, empfing mich eine klare Luft und ein ungetrübtter Blick über das obere Tal bei Nussbach. Ich atmete tief durch.

Bei meinem kurzen Verweilen vor dem Tunnelportal blickte ich hinüber auf die andere Talseite, dahinter wusste ich meine geliebten Wanderwege Triberg-Geutsche-Stöcklewald.



Abb. 6 Blick über das Nussbachtal.

Weit entfernt hörte ich noch den Arbeitszug dem Bf Königsfeld entgegenfahren. In einer halben Stunde spätestens muss er dort eintreffen um das Gleis für den Tagesverkehr freizumachen. Kurz vor 6 Uhr erkundigte ich mich am Fernsprecher beim Fahrdienstleiter in Peterzell nach der Ankunftszeit – Az eingetroffen um 5:52 Uhr. Gegenfrage des Fahrdienstleiters: ist das Gleis frei und befahrbar? Meine Antwort: Gleis frei und befahrbar. Der Fahrdienstleiter wiederholte meine Worte und notierte sie in seinem Zugmeldebuch. Damit wurde die Gleissperrung aufgehoben und aus dem Baugleis wurde wieder ein Betriebsgleis. Dieses Frage- und Antwortritual wiederholte sich jeden Tag, es ist seit Jahrzehnten in den Fahrdienstvorschriften vorgeschrieben.

Auf meinem Weg zurück zu meinem Büro in Nussbach ließ ich die Nacht nochmals Revue passieren. Ich war natürlich einerseits froh, dass die

Arbeiten ohne Unfälle beendet werden konnten, aber andererseits konnte durch den enormen Zeitverlust mein geplantes Arbeitspensum nicht erreicht werden. Den außerplanmäßigen Militärzug musste ich hinnehmen, die Verspätung zu Beginn der Arbeiten durften sich auf keinen Fall wiederholen.

Befreit von der nächtlichen Anstrengung und der im Tunnel herrschenden Luftbedingung erreichte ich gegen 6 Uhr mein Büro. Erst jetzt merkte ich, dass meine Bewegungen doch etwas langsamer geworden sind, war ich doch bereits 24 Stunden seit meiner Abfahrt in Karlsruhe auf den Beinen.

Dies konnte mich damals als 32-jährigen nicht davon abhalten, nach Beendigung meiner Schreibarbeiten gegen 7:30 Uhr zunächst nach Hornberg zu fahren um mich dort einer gründlichen Waschung zu unterziehen. Anschließend fuhr ich zum Baubüro in Triberg.

Angesprochen auf die betrieblichen Widrigkeiten zu Beginn der Arbeiten gaben mir die Kollegen zu verstehen, dass der Betrieb grundsätzlich Vorrang vor dem Baudienst, also unserer Arbeiten habe. Ein DB-Mitarbeiter kann zur Koordinierung der betriebs- und baudienslichen Erfordernisse nicht abgestellt werden.

Wie aber sollten die im Bauzeitenplan festgelegten Arbeiten bei diesen Bedingungen rechtzeitig fertig werden?

Ich musste mir wohl oder übel selbst die Antwort darauf geben:

Die Rangierarbeiten beginnen um 14 Uhr, somit muss ich eben kurz vor dieser Zeit im Bf Peterzell-Königsfeld sein. Jetzt ist es 10:30 Uhr, Fahrdauer mit meinem Pkw Triberg-Hornberg-Peterzell-Königsfeld $\frac{3}{4}$ Stunden, bleiben mir noch $2\frac{3}{4}$ Stunden zum Schlafen.

Zurück in meinem Hornberger Quartier stellte ich mir meinen Wecker und versuchte zu schlafen. Der Versuch scheiterte nicht nur an den mich bewegenden Gedanken sondern auch am Lärmpegel vom gegenüberliegenden Bahnhof. Züge führen in den Bahnhof ein und kamen mit quietschenden Bremsen zum Stillstand. Der Bahnsteiglautsprecher, die Reisenden und die zuschlagenden Türen ließen für mich keine Ruhe aufkommen.

Ich stand deshalb auf und fuhr zum Essen nach Triberg, genauer gesagt zur Alten Geutsche.

Gestärkt und wieder frohen Mutes machte ich den kleinen Abstecher zur Nußhurtkapelle. Nach kurzer Einkehr ließ ich mich zwischen den Bäumen nieder und war, trotz allem, mit Gott und der Welt im Einklang.

Drüben, auf der anderen Seite des Tales hörte ich die Pfeifsignale der Züge vor der Einfahrt in die Tunnels und erinnerte mich so an meine Arbeit. Der mir wohlbekannt Duft der Umgebung und der beschauliche Blick auf die Schwarzwaldhöhen machte es mir schwer, diesen Platz aufzugeben.

Kurz vor 14 Uhr traf ich beim Fahrdienstleiter in Peterzell ein. Der Beamte war entgegen meiner Befürchtung sehr froh über mein Kommen und zeigte sich kooperativ. Die Verzögerungen im Rangierablauf resultieren aus seinen Erfahrungen mit den Firmen-Mitarbeitern, die die vereinbarten Überführungs- bzw. Sperrzeiten nicht einhalten würden. Dies bedeutet, dass er als Fahrdienstleiter (Fdl) die regulären Züge vorrangig behandeln muss und somit dem Risiko einer Zugverspätung durch Nichtverkehrenlassen der Rangiereinheit zuvorkommen muss.

Ich garantierte ihm die künftige Einhaltung aller betrieblichen Absprachen.

Nun musste ich meinen Worten auch Taten folgen lassen:

Der Arbeitszugführer wurde über meine Anwesenheit im Fahrdienststellwerk (im Bf) informiert und angewiesen, keine Verzögerungen der Fahrten zuzulassen.

Sonderwünsche der Firmen die den Betriebsablauf beeinflussen, dürfen nur mit meiner Zustimmung erfüllt werden.

Die wechselnden Rangierbewegungen von den westlichen zu den östlichen Abstellgleisen und umgekehrt dauerten, mit großen zeitlichen Abständen, bis ca. 19 Uhr.

19 Uhr?!. Zeit zum Aufbruch in Peterzell, zurück in mein Büro. Um 20 Uhr beginnt die Sperrpause. Hoffentlich können wir heute um 20:30 Uhr mit unserer Arbeit anfangen – die Aussichten hierfür stehen gut.

Damit ich für die Nacht auch körperlich gerüstet

war, erlaubte ich mir einen kurzen Abstecher zum gegenüberliegenden Gasthaus „Rössle“.

Mein erster „Arbeitstag“ war nach 37 Stunden zu Ende – aber nun schloss sich der 2. Tag bereits nahtlos an.

Mit kleineren Abweichungen im Arbeitsablauf während der Nacht konnte ich mein geplantes Arbeitspensum durchführen.

Betriebliche Schwierigkeiten, wie in der vorherigen Nacht, traten Gott sei Dank nicht auf.

Nachdem ich meinen „Papierkrieg“ erledigt hatte überlegte ich mir ernsthaft, nach 49 Stunden Einsatz, eine Ruhepause einzulegen.

Diese Überlegungen wurden sogleich durch ein Telefonat aus dem Baubüro Triberg unterbrochen. In Triberg angekommen, saßen bereits eine Menge Leute um ausgebreitete Pläne herum. Dringende Lagebesprechung. Der Bauzeitenplan, als zentraler Mittelpunkt, hing an der Wand. Dieser Plan beinhaltet u.a. alle Arbeitsgänge eines Bau-Projektes die in zeitlicher Folge begonnen und beendet werden müssen – er regelt somit alle Arbeitsphasen des Baubetriebes.

Die Arbeiten meines Arbeitsabschnittes lagen nach Zugrundelegung dieses Planes um ca. 3 Tage = 24 Stunden zurück. Sollte ich mit meiner Arbeit nicht bis zum geplanten Zeitpunkt fertig werden, sind alle folgenden Bauarbeiten, auch fachübergreifend, gefährdet. Es tröstete mich ein wenig, dass ich nicht alleine eine Verspätung aufzuholen hatte und ich nicht alleine Mittelpunkt der Diskussion war.

Unsere Besprechung dauerte bis 12 Uhr und wurde für mich mit dem Ergebnis abgeschlossen, dass ich die bislang erheblichen, durch den Betrieb (Rangierarbeiten in Peterzell) in den Griff zu bekommen habe.

Etwas müde machte ich mich auf den Weg nach Hornberg um endlich den Staub, der mir immer noch im Gesicht stand, abzuwischen. Nach einem Zwischenstopp in einer Gaststätte fuhr ich nach Peterzell.

Meine Anwesenheit im Fahrdienst wurde, wie sich bald herausstellte, dringend erforderlich. Die vorgesehene Arbeitszug-Lok war im Bahnbetriebswerk (Bw) wegen eines Schadens am Fahrwerk zur

Reparatur. Damit der Arbeitszug für die Nacht rechtzeitig aufgerüstet werden konnte musste so schnell als möglich ein Ersatz organisiert werden. Nach langen Telefonaten mit dem Bw Villingen konnte, zunächst für die Rangierarbeiten, eine Ersatzlok besorgt werden. Da diese Maschine nur ausgeliehen war, musste sie zur Erledigung ihrer eigentlichen Aufgaben öfter nach Villingen.

Für den Nachteilsatz, so wurde mir versichert, ist die Plan-Lok repariert.

Trotz dieser Schwierigkeiten konnte unser Az rechtzeitig vor der geplanten Sperrpause zusammengestellt und um 20 Uhr in das Baugleis einfahren.

Bereits eine Stunde vor der geplanten Gleisspernung fuhr ich in mein Nussbacher Büro und bereitete mich auf die nächste Nacht vor.

Obwohl sich zu dieser Stunde über dem Nussbachtal ein herrlicher Abendhimmel zeigte, hatte ich nicht die nötige Stimmung diesen auch zu genießen. So saß ich am Schreibtisch, brachte meine schriftlichen Arbeiten zu Ende die ich am Nachmittag in Peterzell vorbereitet hatte. Rund um mein Baubüro war es ruhig.

Kein noch so leises Geräusch das mich stören und daran hindern könnte mich im Nachbarraum auf dem Feldbett auszuruhen.

Mein Kopf und meine Augenlieder wurden immer schwerer.

Die hart ins Schloss fallende Eingangstüre ließ mich aufschrecken. Den mit einem Pkw angekommenen Bauführer einer Firma hatte ich zuvor nicht gehört.

Nach der 5. oder 6. Tasse Kaffee gingen wir zusammen zur Baustelle. Ich empfand meinen bestimmt 15 Jahre älteren Begleiter etwas zu schnell auf den Beinen und nötigte ihn sich meinem Tempo anzupassen.

Am Streckenfernsprecher angekommen, wiederholten sich meine Fragen und meine Antworten vom Vortag.

Das Bw Villingen hat Wort gehalten.

Der Arbeitszug erschien wie geplant gegen 20:30 Uhr. Wir konnten die ganze Nacht hindurch ohne Zeitverzögerungen arbeiten, ja sogar das Pensum von 1¹/₂ Stunden aufholen. Meine sogleich

angestellte Hochrechnung bis zu welchem Zeitpunkt ich die Arbeiten im Farrenhalde-Tunnel abschließen und im Steinbis-Tunnel weiterarbeiten könnte, musste nach den geplanten 14 Arbeitstagen, wenn auch nur geringfügig, um einen Tag nach hinten korrigiert werden.

Nach der Abmeldung der Baustelle beim Fahrdienstleiter in Peterzell begab ich mich zu meinem Büro, erledigte meine Schreibarbeiten, telefonierte nochmals mit dem Tages-Fahrdienstleiter in Peterzell um ihm nochmals die Dringlichkeit eines planmäßigen Baustelleneinsatzes zu vermitteln, zog den Telefonstecker aus der Steckdose und – endlich – nach 73 Stunden auf den Beinen – ließ ich mich auf das Feldbett im Nachbarraum nieder. Erst das laute Signal eines Zuges vor dem nahen Steinbis-Tunnel holte mich kurz vor 18 Uhr aus dem Schlaf. Ich wäre ohnehin kurz darauf von meinem Wecker wieder zu meinen Pflichten gerufen worden.

Heute war Donnerstag. Donnerstagnachmittag. Ich musste mich im Kalender des Wochentages vergewissern. Mein umtriebiger Lebenswandel der letzten Tage machte mich, wenn auch nur kurz, unsicher.

Nach meinen Vorbereitungen für die kommende Nacht konnte ich mit neuem Schwung und Elan den neuen Arbeitstag angehen.

Das obligatorische Telefonat mit dem Fahrdienstleiter gab mir die große Hoffnung, dass auch heute alles zu meiner Zufriedenheit ablaufen würde.

Die Hoffnungen wurden erfüllt. So hatte ich doch die Möglichkeit mir die eine oder andere Pause außerhalb des Tunnels zu genehmigen, etwas in Ruhe zu essen oder einfach die Stille der Nacht im Schwarzwald zu genießen. Ich stellte mir vor, wie eine schwere Dampflok fauchend die Kehren durchstampft, an mir vorbeizieht, eine riesige

Rauchwolke hinterlässt und sich im nächsten Tunnel mit einer sonorigen Pfeifserenade meinen Blicken entzieht.

Auf meinem Weg durch die Nacht zu meinem Büro tauchten in mir immer wieder Eisenbahn-Bilder und – Erlebnisse aus meiner Jugend in Villingen auf – Bilder vom Bahnbetriebswerk unterhalb des Friedhofes, das Treiben im Bahnhof und die vorbeiziehenden Dampfzüge im Gropptal während ich mit meiner Mutter der „Forelle“ entgegen eilte.

Am Morgen konnte ich mit Erleichterung feststellen, dass wir eine weitere Stunde unserer Verspätung aufholen konnten.

Das freundschaftlich kollegiale Zusammenspiel aller Beteiligten hat in der folgenden Nacht zu einem weiteren Abbau des Rückstandes um 2 Stunden beigetragen.

Am Samstagmorgen waren alle mit dem in dieser Woche Erreichten zufrieden und wir konnten uns mit einem freundlichen Händedruck in das Wochenende verabschieden.

Am Montagabend haben wir uns wieder zur gewohnten Zeit für fünf Nächte zusammengefunden um das begonnene Werk dem geplanten Abschluss näher zu bringen.

Die letzten Wochen im Mai bis Ende August vergingen für mich wie im Flug und, Gott sei Dank, ohne ernsthafte Unfälle.

Von einigen Ausnahmen abgesehen, in denen ich doch wieder mehrere Tage am Stück gefordert war, konnte ich mich an meinem Schwarzwald, an meiner Eisenbahn und der Arbeit erfreuen.

Bildnachweise:

Die Abbildungen 3 bis 5 entnahm ich der Jubiläumsbroschüre „Die Schwarzwaldbahn“, herausgegeben von der Bundesbahndirektion Karlsruhe, 1975.

Roter Adler – Schwarzer Adler

Gerhard Graf

Wie kommt der Adler auf das Villingener Wappen?

1520 hatte Papst Leo X. der Annahme des Titels „Erwählter Römischer Kaiser“ durch den Habsburger Karl V. (*1500 †1558) zugestimmt. Dieser regierte von Spanien aus, wo er 1516 als Karl I. den Thron bestiegen hatte. Sein Bruder Ferdinand, Erzherzog von Österreich (*1503 †1564), erhielt von ihm vertraglich am 28.04.1521 einen Teil seiner Herrschaft in den österreichischen Ländern. Im Vertrag von Brüssel am 07.02.1522 wurde Ferdinand außerdem die Herrschaft über Oberitalien, Tirol und die Vorlande zugeschlagen.

In den Vorlanden (= Vorderösterreich) lag die Stadt Villingen. Somit war Ferdinand ihr Landesherr und die Villingener Bürger seine Untertanen geworden. Mit den Verträgen von 1521 und 1522 wurde praktisch die Teilung des habsburgischen Besitzes in eine spanische und eine österreichische Linie vollzogen. Der Machtwechsel erfolgte nicht ohne Reibungsverluste.

Erzherzog Ferdinand sah sich bei seinem Regierungsantritt in den österreichischen Ländern großen Schwierigkeiten gegenüber. Die Stände und politische Gegenspieler rebellierten.

Ferdinand griff hart durch. Aufständische Anführer wurden hingerichtet. Wechselseitiges Treueverhältnis, begründet auf der Huldigung der Untertanen und den Zusagen des Stadtherrn, bedurfte neben der Gewährung von Rechten und Erfüllung von Pflichten gelegentlich eines sichtbaren Zeichens der Huld des Landesherrn. Anlässlich des Reichstages in Regensburg kam es in einer Urkunde vom 10. August 1530 dazu.

Mit Brief, Siegel und eigenhändiger Unterschrift gewährte Ferdinand seiner „stat Vilingen und alle ir nachkommen in ewige zeit“ ein „verendert, gezirt und gepessert“ Wappen. Als Grund erfahren wir, dass „...zeither unsrer regirung, als nemlich in der gemainen aufruer und emperung im nächstverschinen fünfundzwaintzigsten jar (Anmerkung:



Bauernkrieg 1525) vergangen und dann seither im zwispalt und missverstand unsers hailigen, cristenlichen glaubens...“ die Stadt sich glaubensgetreu, beständig, untertänig, gehorsam und vorbildlich erwiesen habe.

Als äußeres Zeichen wurde nun vom Landesherrn dem bisherigen blau-silbernen Wappen neben Helmzier und „aufrecht am vollkommener phawenswanz“ (Anmerkung: ein Wulst aufrecht stehender Pfauenfedern in natürlichen Farben) ein roter Adler, nach rechts gewendet mit goldenen Fängen, als Gunst hinzugefügt.

Es ist also der rote Adler einer Zuwendung des Landes- und Stadtherren für Verdienste und Solidarität der Bürger zu verdanken.

Die neue Wappenkombination wird als sogenanntes **Gnadenwappen** angesprochen. Ferdinand war zum Zeitpunkt seiner Wappenverleihung am

10. August 1530 noch Herzog von Österreich. Erst am 05. Januar 1531 wurde er in Köln zum römisch-deutschen König gewählt und sechs Tage später als Ferdinand I. in Aachen gekrönt. (1556 wurde er nach Abdankung seines Bruders Karl V. auch „Römischer Kaiser“.) Anfangs des 15. Jahrhunderts wurde der Doppeladler (zwei Köpfe) zum Wappentier des Kaisers und versinnbildlichte die übernationale Reichsidee. Der einköpfige Adler dagegen galt als Symbol des deutschen Königtums. Es war die von Kaiser Sigismund aus dem Hause Luxemburg (*1368 †1437) sanktionierte Auffassung, dass der Adler des Kaisers zwei Köpfe habe, der des künftigen Kaisers (König) dagegen sich mit einem Kopf zu begnügen habe. (Der römisch-deutsche Kaiser, der Habsburger Franz II., hat den Doppeladler in seiner Eigenschaft als zweifacher Kaiser, nämlich zusätzlich als Franz I. von Österreich, als Symbol der Kaiserwürde aus den Ruinen des verfallenden Reiches ins heutige Wappen der Republik Österreich, 1804/1806, hinübergerettet.) Die Adlersymbole des Königs und des Kaisers sind in der heraldischen Farbe Schwarz ausgeführt.

Wir finden den schwarzen Adler immer wieder in den heutigen Wappen einstiger reichsunmittelbarer Städte (Reichsstädte). Diese leisteten ihren Huldigungseid nur dem König bzw. Kaiser und zahlten ihm eine Reichssteuer. – Da Ferdinand zur Zeit der Wappenverleihung an seine Stadt Villingen weder König noch Kaiser war konnte er also nur ein Wappen seiner Herrschaft verleihen.

Es war aber nicht das österreichische Gesamtwappen der habsburgischen Gebiete: rot/weiß (silber)/rot sondern am Ort seines Regierungssitzes Innsbruck der mit dem Kopf nach rechts gewendete rote Adler der tiroler Linie des Hauses Habsburg.

So führen noch heute die Tiroler und, inzwischen als Nostalgie, die Villingen das ehemalige landesherrliche Wappen den roten Adler im Schilde.

Zusätzliche Literatur:

R. Reifenscheid, Die Habsburger in Lebensbildern, Verlag Styria 1982; einigkeit und recht und freiheit, nationale Symbole ..., Herausgeber Bundeszentrale f. pol. Bildung, 1985.

Werner Huger, Erläuterungen zum Titelbild des Jahreshftes XII, 1987/88, Geschichts- und Heimatverein Villingen, Seite 1.

Im Jahreshaft XXIV wurde ab Seite 108 der Gemeinschaftsbeitrag von K. Haas und S. Rösch „Die Stadtfarben der Stadt Villingen“ abgedruckt. Dazu bemerkt Gerhard Graf:

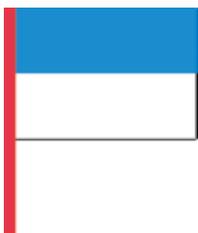
Die Anordnung Farben und Figuren in den Stadtfarben und Wappen setzt die Kenntnis von Regeln voraus, ohne die eine heraldisch korrekte Darstellungsweise nicht möglich ist.

Was sind Stadtfarben?

Seit jeher wurden von Einzelpersonen und Menschengruppen Farben eingesetzt um sich bereits von weitem durch ein unverwechselbares Unterscheidungsmerkmal als Freund oder Feind zu erkennen zu geben. Für die Stadt sind dies die Stadtfarben.

Stadtfarben sind von links nach rechts oder von oben nach unten angeordnete Farben – ausgehend von der Halterung (Mast, Stange oder dgl.).¹

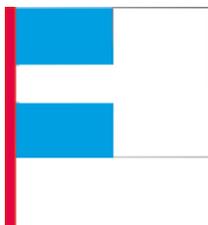
Die Stadtfarben werden auf das Schild = Wappen (-Schild) spiegelbildlich übertragen.



So würden die Stadtfarben auf einem Wappen aussehen. Ein Wappen aus jener Zeit ist nicht belegt.



So sahen die Villingen 1388 ihre Stadtfarben noch in der Schlacht bei Näfels in der Schweiz.



Die Stadtfarben auf einer Fahne aus der Zeit zwischen 1388/1415 und 1530 sind in der rechten Abbildung auf ein Wappen übertragen.

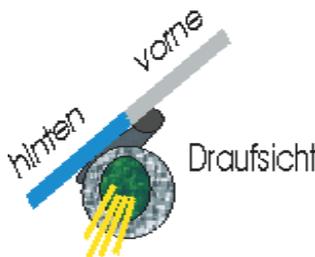


Was ist ein Wappen?

Als heraldisch richtig anzusprechen ist ein Wappen erst dann, wenn es in einem Schild geführt wird. Das Wort „Wappen“ wurde im Mittelalter aus dem Niederländischen ins Deutsche entlehnt und ist stammverwandt mit „Waffe“. Hier wird deutlich, dass das „Wappen“ seinen Ursprung in der Bewaffnung, genauer gesagt, in der Welt des mittelalterlichen Rittertums hat. Für den in seiner Rüstung steckenden Ritter war es unabdingbar, sich bereits von weitem durch ein unverwechselbares Unterscheidungsmerkmal als Freund oder Feind zu erkennen zu geben. Hierbei bot sich das Schild als geeignetste Fläche an ein solches Zeichen anzubringen.

Die Bildmotive (z. B. Blickrichtung des Adlers) und die farbliche Reihenfolge auf dem Schild werden grundsätzlich vom Schildhalter aus betrachtet bzw. erklärt – dies ist eine heraldische Grundregel.²

Die Wappenmotive sind vom Wappenträger abgewandt und werden dem Gegenüber entgegen gehalten. Daher ist aus der Sicht des Wappenträgers beim Villingener Wappen, vorne silber (weiß) – hinten blau.



Für den Wappenträger ist die Farbe Silber vorne.

Aus der Sicht seines Gegenübers befinden sich die Farben Blau auf der rechten und Silber auf der linken Seite. Auch die „Blickrichtung“ des Adlers ist dieser Betrachtungsweise unterworfen.

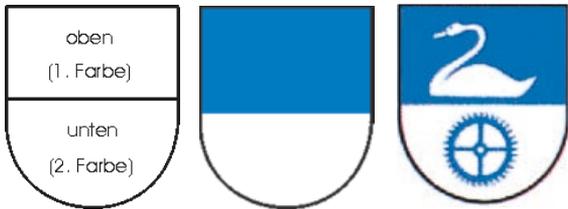
Heraldische Beschreibung (Blasonieren)³

gespalten:



Farbanordnung im obigen Beispiel:
Silber (Weiß) – Blau

geteilt:



Farbanordnung im obigen Beispiel:
Blau – Silber (Weiß)

Im Wappenbuch des Landkreises Villingen wird das Wappen vor 1530 so beschrieben: Das vor 1530 nachgewiesene Wappen zeigte einen von Silber und Blau gespaltenen Schild, in dessen **hintern** Feld einen silbernen Balken.⁴

Nach dieser Beschreibung muß das Wappen so ausgesehen haben:



Mit diesem Wappen ritt Junker Betz nach Augsburg und

kam mit dem neuen Wappen zurück.

Das alte Wappen war mit dem Empfang des neuen Wappens erloschen.



Es erfolgte also keine Änderung der Farbanordnung.



Kopie der Villingen Wappentafel (um 1800)

Dem Künstler ging es vermutlich nicht um eine heraldisch korrekte Wiedergabe, oder, er hat die ihm genannte Farbanordnung falsch interpretiert.

Die Villingen erhielten mit der Verleihungs-urkunde vom 10.08.1530 ein herrliches neues Wappen: Mit Brief, Siegel und eigenhändiger Unterschrift verlieh Ferdinand seiner „*stat Villingen und alle ir nachkommen in ewig zeit*“ ein „*verendert, gezirt und gepessert*“ Wappen.

Gegenüber dem älteren, einem weiß-blau gespaltenen Schild, das blaue Feld geteilt durch einen weißen Balken, enthielt es ein ...*nemlich das hinder plab (Blau) oder lasurfarb und vordertheil weis oder silberfarb* ...⁵ gespaltenes Schild, darauf ein nach rechts gewendeter roter Adler mit goldenen Fängen.

Die Autoren in Heft XXIV glauben, dass der Heraldiker von König Ferdinand einen Darstellungsfehler beging. Dieser aber hat die Stadtfarben korrekt übernommen und heraldisch richtig umgesetzt.

Wie man aus den nächsten beiden Abbildungen erkennen kann, wurde das Romäusbild (1981) erneuert.



Das linke Bild zeigt die alte Darstellung. Im Bildhintergrund ist eine Farbgebung zu erkennen –

rechts die blaue (dunkle) links die silberne (weiße) Farbe. Da sich diese Farbanordnung auf einer normalen Fläche und nicht auf einem Schild befindet unterlag der damalige Künstler einem Betrachtungsirrtum – sie wurde seitenverkehrt dargestellt. Anders auf dem rechten Bild: die Stadtfarben von 1415 wurden vom Villingener Künstler **Manfred Hettich** auf ein Schild übertragen.

Es ist somit ein Wappen und heraldisch korrekt wiedergegeben.

Die Behauptung der beiden Autoren Haas und Rösch auf Seite 108, Herr Hettich hätte das alte Wappen falsch dargestellt, entbehren aus obigen Gründen jeder Grundlage.



Wappen am Haus
Färberstraße 44.



Wappen an einem Erker
in der Oberen Straße.

Hier, wie am Haus Färberstraße 44, unterlag der Künstler bei der Wiedergabe des alten Wappens einem Wahrnehmungs- bzw. Betrachtungsirrtum.

Die Herren Haas und Rösch meinen auf Seite 108, es sei im Prinzip egal, ob man die Farbanordnung mit blau-weiß oder weiß-blau anspricht. Das ist ein Irrtum.

Wie man aus den vorstehenden Ausführungen ersehen kann, ist die Betrachtungsweise der Farbanordnung heraldischen Regeln unterworfen die nicht frei ausgelegt werden dürfen.

Die Darstellung der Farbanordnung durch Rösch/Haas auf Seite 108, Jahreshaft XXIV, als Ableitung aus der Fahne in Näfels, entspricht nicht den Regeln. Die Fahne hat eine geteilte Farbanordnung (s.oben), die Darstellung von Haas/Rösch ist dagegen heraldisch gespalten.

In der Regel beruht der Irrtum der Wappenwiedergabe in der Vergangenheit und der Gegenwart auf einer falschen Betrachtungsweise bezüglich der Seitenzuweisung dieser heraldischen Farben.

Dies gilt auch bei der Darstellung von Fahnen, Flaggen und sonstigen bildlichen Wiedergaben.

Quellen:

¹ Diesen Hinweis erhielt ich von Herrn Archivdirektor Dr. Herwig John, Generallandesarchiv Karlsruhe.

² Dr. Herwig John in: Wappenbuch Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, 1994, Seite 15; ders. In Wappenbuch des Landkreises Karlsruhe, 1986, Seite 13.

³ Leonhard, Walter in: Das große Buch der Wappenkunst, Weltbildverlag Augsburg, 2000, S. 348.

⁴ Dr. Zier in: Wappenbuch des Landkreises Villingen, Hg. Lkr. Villingen im Auftrag des GLA Karlsruhe, Kohlhammer-Verlag Stuttgart, 1965, Seite 115.

⁵ wie 4., Seite 120.



Das neue Buch von Wolf Hockenjos erschienen im Doldverlag, führt mit Bild und Text weiter aus als sein Titel es vermuten lässt. „Gesammelte Versuche über Baum, Wald und Flur“ meint der Verfasser. Ist man im Rahmen des Geschichts- und

Heimatvereins nicht angetan, wenn man liest und sieht: Der Villingener Wald ist nicht nur einer der mächtigsten, er ist auch einer der schönsten. Fügen wir an: Die Landschaft der Jahreszeiten, die Menschen, Waldbauern wie Autofahrer, und Tiere, z.B. der Luchs finden einen aufmerksamen Beobachter, der Geschichtliches ausleuchtet. Hockenjos lässt uns durch sein Kameraobjektiv sehen. Bilder – technisch gekonnt, trefflich im Motiv, stimmungsvoll im Kontrast, Verborgenes zart hervorgehoben. Wollte er die Idylle? Vielleicht, wenn es sie gäbe. Heimat wollte er ganz bestimmt, aber Heimat als Raum in dem die Seele schwingt; dann ist sie nämlich nicht nur Idyll das verzaubern will. Dann sieht man in ihr auch den Menschen wo er zugreift, wo er glaubt, ohne nach dem Preis zu fragen, gestalten zu müssen. Da ist die

technische Revolution im Wald, dort sind seine „innovativen“ Ideen in der begrüneten Natur – vereinbar oder unvereinbar mit dem Landschaftsbild und der Ökologie. Soll z.B. der höchste Punkt einer Landschaftskuppe unverbauter Blickfang bleiben oder soll der Spargelrotor der Windkraftanlage den Akzent setzen? Es ist ein Spiegel mit zwei Seiten den uns Hockenjos vors Auge hält. Die eine: Touristische Schokoladenseite eines alten Schwarzwaldhofs – von Osten, die andere, die Kehrseite von Westen: Baukastenhalle als Großraumstall, baurechtlich allemal gestattet. Nicht umsonst ist der Forstdirektor als Leiter des Staatlichen Forstamtes Villingen-Schwenningen auch Kreisbeauftragter für den Naturschutz. Wenngleich ein Mahner, er bleibt versöhnlich. Er will uns ja mitnehmen auf seiner Wanderung, will schauen, zeigen, erklären, erfreuen. So setzen wir uns am Ende mit ihm unter den Baum nahe der Lichtung und schauen ins verstreute Licht des vergehenden Tages. Wolf Hockenjos, WALDPASSAGEN, im Handel; ein Buch das man an den verschenken möchte dem man wie sich selbst eine Freude machen will.



Tula, unsere russische Partnerstadt

Die geschichtliche Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart

Dr. Marianne Kriesche

Die ersten Siedler

Wie wir aus den ältesten Funden wissen, lebten schon die Frühmenschen auf dem Territorium, das heute den Namen „Gebiet Tula“ trägt. Am dichtesten siedelten sie am Mittellauf der Krasiwaja Metscha im sogenannten Schilawskital, das wegen seiner hohen Ufer und breiten Auwiesen bekannt ist. Die einzigartige Landschaft mit ihren Wäldern, in denen verschiedene Tiere, Pflanzen, Beeren und wilde Obstbäume zu finden waren, schuf ideale Lebensbedingungen für Jäger, Fischer und Sammler und später auch für die Ackerbauern. Zu einem der ältesten historischen Denkmäler zählt man eine Siedlung beim Dorf Bogowo in der Nähe von Efremov. Ihre Entstehung datiert man etwa auf das Jahr 250.000 v. Chr. Die Funde von abgeschliffenen Äxten aus der frühen Bronzezeit sind 500 bis 1.000 Jahre jünger. Die weiteren Entwicklungen verlaufen ähnlich wie in den Nachbargebieten. Historische Quellen fließen wieder reichlicher mit der Ausbreitung der Volks- und Sprachgruppe der Slawen auf dem Territorium des heutigen Russland. Ihre Urheimat lag zwischen den Karpaten und dem Don. Ihr Name taucht zuerst im 6. Jh. n. Chr. auf bei den röm.-byzantinischen Geschichtsschreibern Jordanis¹ und Prokop², die über die Goten und ihre Kämpfe berichteten. Die Ausbreitung der Slawen nach dem Westen erfolgte allmählich durch Nachrücken, infolge der Auflockerung der germanischen Besiedlung in der Völkerwanderung. Bei der Besiedlung fühlten sich die Slawen nicht an eine bestimmte geographische Zone gebunden, sondern sie lebten ebenso in dichten Wäldern wie in der fruchtbaren Federgrassteppe.

Im Einzugsgebiet des Flusses Oka, der die Region Tula begrenzt, datiert man die ältesten Zeugnisse slawischer Besiedlung auf das 7. Jh. n. Chr. Von den Ufern des Dnepr führte Wjatko seinen Stamm

an die Oka und an die Upa (ein Fluss, der heute durch Tula fließt). Nach ihrem Fürsten wurde der Stamm danach die „Wjatitschi“ genannt. Als die historische Siedlung Satinskoje im 10. Jh. von den Tartaren bis auf den Grund niedergebrannt wurde, lebten und entwickelten sich die Slawen im entlegenen Tal des Flusses Krasiwaja Metscha weiter.

Die Entstehung Tulas

Wie alte Chroniken aus dem 16. und 17. Jh. bezeugen, kamen die Wjatitschi bereits im 10. Jh. an den Fluss Upa. Auf einer Halbinsel am Zusammenfluss der Upa mit der Tuliza gründeten sie eine Siedlung. Diese war aus Erde gebaut und von einem hohen Pfahlzaun umgeben. Natürlich kann man hier noch von keiner städtischen Anlage sprechen, sondern eher von einer temporären Festung der Wjatitschijäger. In seiner „Geschichte der Entstehung des Herrschaftsgebietes Tula“ bietet der Historiker I. Sacharow³ 1832 zwei Versionen zur Entstehung der frühen Siedlung an:

Einerseits eben die bereits erwähnte, dass die alte Siedlung am Zusammenfluss der Upa und der Tuliza lag. In diesem Fall handelte es sich um das heutige Gebiet des Tulaer Zentrums, wo die Waffenfabrik und eine bekannte Kirche aus der Mitte des 17. Jh. stehen. Allerdings gibt es keine konkreten historischen Spuren; nur im Volke bewahrte man die Erinnerung an diesen Ort.

Der zweite mögliche Standort der alten Siedlung wäre das Dorf Krjukowo, 15 Werst von Tula entfernt. Er ist aber unwahrscheinlicher als der erste.

Die früheste schriftliche Erwähnung Tulas stammt aus dem Jahre 1146 und findet sich in Nikonows Chronik (M. N. Tichomirow⁴). Obwohl nicht völlig unbestritten, wird sie der heutigen Zeitrechnung, z. B. bei der Feier des Stadtjubiläums, zugrunde gelegt.



Gesamtansicht des Stadtzentrums von Tula. Im Vordergrund links: das Waffnenmuseum (eine ehemalige Kirche), rechts: die Mariä Himmelfahrtskathedrale².

Bis zum Ende des 14. Jh. spielte Tula keine bedeutende Rolle in Russland. Der Name taucht nicht in offiziellen Berichten politischer Ereignisse auf, sondern nur in juristischen Dokumenten. Diese sollten den Streit um das Territorium von Tula, der zwischen den Fürstentümern Moskau und Rjasan bestand, regeln.

Der Bezirk zählte zum Herrschaftsbereich der Tarenten, und Tula bildete den nördlichen Teil dieses Staates.

So gibt es auch eine These, dass der Name „Tula“ abgeleitet ist von „Teidula“. So hieß die Frau von Khan Dshanibek.

Nach einer anderen Version kommt die Benennung vom Flussnamen Tuliza. Bis zu den achtziger Jahren des 14. Jh. gehörte Tula zum Gebiet der Goldenen Horde.

Als deren Heer im Jahre 1380 aufbrach, um nach Westen zu ziehen und Moskau zu erobern, wurde es mit Hilfe von Streitkräften aus Tula aufgehalten und in der Schlacht auf dem Kulikowo-Feld ent-

scheidend geschlagen. Tula wurde der Status einer neutralen Zone zuerkannt. Dieser Zustand währte jedoch nicht lange. Bereits Anfang des 15. Jh. verließ der Sohn von Dimitrij Donskoi, Wassilij, das Territorium an das Fürstentum Rjasan. Danach gehörte Tula für kurze Zeit (1430 – 1434) dem litauischen Fürsten Witowt, kam aber zum Fürstentum Rjasan zurück.

Im Laufe des 15. Jh. entwickelte sich Tula zu einem wichtigen Verteidigungsknotenpunkt auf dem mittelalterlichen Wald-Schutzgürtel von Moskau. Funde von Schmucksachen byzantinischer, syrischer und ägyptischer Herkunft, Glas- und Metallwaren zeugen von hochentwickelten Handelskontakten der Siedlung mit der Außenwelt. Die Entdeckung eines Buchverschlusses lässt auf Lese- und Schreibkenntnisse in der Bevölkerung schließen.

Das Mittelalter

Als entfernte Grenzsiedlung spielte Tula keine wichtige Rolle im russischen Gesamtstaat. Von

1500 – 1531 erlebten Tula und sein Nachbarterritorium mehrfach blutige Kämpfe infolge der Raubzüge der Tartaren, die 1534 am Fluss Osjotr geschlagen wurden.

Im Jahre 1521 vermachte der letzte Fürst von Rjasan testamentarisch seine Territorien, einschließlich Tula, dem Moskowitischen Reich.

Iwan III ließ an den südlichen Grenzen mächtige Verteidigungsanlagen bauen und wies Tula dabei die Rolle eines Befestigungszentrums zu. Wassilij III setzte die Politik seines Vaters fort und ließ 1514 einen Steinkreml bauen, der die hölzernen Verteidigungsanlagen ersetzen sollte.

„Tula ex lapide constructa“ (Tula aus Stein erbaut) überschrieb der venezianische Kartograph Battista Ancheso die Karte, die 1525 veröffentlicht wurde. Vermutlich war Tula bereits in jenen Jahren in Europa bekannt.

Eine Steinburg zu bauen, war keine leichte Aufgabe. Ursprünglich hatte man begonnen, am linken Ufer der Upa eine Festung aus Holz zu errichten. Wie die Chronik berichtet, wurde 1509 die Stadt aus Holz fertiggebaut.

Die Anlage der Festung war ungewöhnlich, da sie nicht an den hohen, steilen Ufern eines Flusses errichtet wurde wie z. B. der Moskauer Kreml. Untypisch war auch die Entstehung des Tulaer Kremls. Die Anlagen in Moskau oder Nowgorod wurden um die vorher existierenden Städte gebaut. Tula als Stadt wuchs im Schutze der Kremlmauer heran.

Die erste Holziedlung wurde aus Eichenholz erbaut und stand 221 Jahre. Erst 1750 wurde sie abgebaut.

Als Material für den Kreml diente zunächst der berühmte weiße Stein aus Wenjow, der später, ähnlich wie in Moskau, durch Ziegel ersetzt wurde.

Alle Bauarbeiten gingen 1520 zu Ende. Mit der Zeit belebte sich das Territorium des Kremls. Man baute die sog. „Belagerungshöfe“, in die sich die reicheren Schichten der Bevölkerung während der Raubzüge und Angriffe zurückzogen.

Nach der Chronik zählte die Tulaer Bevölkerung in den Jahren 1588/89 lediglich 882 Personen.

Im Zentrum des Kremls wurde Ende des 16. Jh.

eine Kathedrale aus Holz auf Steinfundament errichtet, die von Anfang an Mariä Himmelfahrtskathedrale (Uspenskij Sobor) hieß.

Neben der Kirche befanden sich im Kreml die Häuser von Geistlichen und von den zwei Hauptpersonen in Tula, dem Heerführer und dem Obersten Priester.

Seit den ersten Jahren seines Bestehens begann der Kreml die Stadtentwicklung zu beeinflussen.

Von seinen Türmen gingen fächerähnliche Straßen aus. Die mächtige Burganlage versprach Schutz vor feindlichen Einfällen.

Dadurch lockte sie Händler und Handwerker an und förderte das Wachstum und den Reichtum der Stadt.

Die ersten Prüfungen

Die Festung Tula bewirkte Ruhe für das ganze Gebiet an den südlichen Grenzen. Doch gab es im Westen einen bedrohlichen Nachbarn: Litauen, das bereits 1404 die russische Stadt Smolensk besiegte. Als Wassilij III einen Kriegszug gegen Litauen durchführte, kam Tula eine besondere, strategische Rolle zu. Die Streitkräfte waren seit März 1513 in Tula konzentriert und gewannen Smolensk für Russland zurück.

1531 misslang ein Angriff der Krimtartaren auf Tula, das sich so behaupten konnte. Ihr weiterer Versuch, 1552 den Kreml im Sturm zu erobern, wurde ebenfalls zu Fall gebracht. Selbst Frauen und Kinder hatten dem Feind heldenhaft Widerstand geleistet.

Als sich Tula dem bewaffneten Aufstand der Kosaken und Bauern 1607 anschloss, mussten die Verteidiger wegen Hochwassers und Hungers in der Festung die Waffen strecken.

Die Neuzeit:

Tulaer Waffenschmiede

Für die Verteidigung der Städte und Festungen wurden viele Waffen benötigt. Tula bot gute natürliche Voraussetzungen für die Waffenherstellung: Eisenerz, Wälder und tüchtige Schmiede.

Seit Ende des 16. Jh. bekamen die Tulaer Schmiede regelmäßig Aufträge für die Herstellung neuer

und die Reparatur alter Waffen. Die ersten Exemplare der Tulaer Waffen waren einfach und schmucklos. Gefordert wurden nur Qualität, Zuverlässigkeit und Dauerhaftigkeit der Waffe. Doch mit der Zeit begannen sich die Tulaer Waffenschmiede auch für die Dekoration ihrer Erzeugnisse zu interessieren.

Laut Erlass des Zaren Alexej Michailowitsch vom Jahre 1652 sollten die Tulaer Schmiede von den Meistern in Moskau lernen. Letzten Endes haben aber die Tulaer Schüler ihre Lehrer übertroffen.

In 1700 kaufte Peter I (der Große) Muster neuer Waffen im Ausland. Innerhalb von zwei Jahren wurden 11.194 Flinten nach Russland geliefert. Aber der Preis war zu hoch. Gegenüber der englischen Waffe galt das Gewehr aus Tula als preiswerter und zuverlässiger.

So erhielt die Stadt im Jahre 1703 vom Zaren einen ersten großen Auftrag für die Herstellung von 15.000 Flinten.

Am 26. Juli 1705 gründete Peter der Große per Erlass die erste Waffenfabrik. Die neuen Regeln für die Arbeit der Waffenschmiede schränkten die Freiheit der Meister bedeutend ein: Die Schmiede durften Tula nicht ohne Erlaubnis verlassen. Eine Berufsänderung war streng verboten. Für hohe Qualität bei der Produktion wurde zusätzliches Geld gezahlt, Ausschuss wurde streng bestraft. Faulenzer und Trinker wurden geschlagen und sogar an die Kette gelegt.

Am 28. Februar 1712 setzte der Zar den Erlass über die Errichtung der staatlichen Waffenfabrik in Tula in Kraft. Es war der erste Versuch Peters, eine staatliche Manufaktur mit Fronarbeit zu betreiben. Die Zahl der Waffenschmiede wurde um das Sechsfache vergrößert und die Produktion der Waffenfabrik Tula war beispielhaft für das ganze Land.

Katharina II erhöhte den Auftrag für die Waffenfabrik auf 90.000 Flinten. Etwa im Jahre 1775 besuchte die Zarin Tula und das Werk und fand es ausgezeichnet.

Die Initiative Peters des Großen förderte die Entwicklung der Stadt. Ohne Waffenfabrik wäre Tula ein kleines Provinzstädtchen geblieben. Tatsächlich aber nahm es jetzt eine aufsteigende Entwicklung.

Bereits in den dreißiger Jahren des 18. Jh. wurden Maßnahmen zum Brandschutz ergriffen. Zur gleichen Zeit begannen die reich gewordenen Waffenschmiede Häuser aus Stein entlang der Upa zu bauen. Das Haus von A. Dimidow beispielsweise war ein richtiger Palast, in dem Katharina II übernachtete. Das schönste Gebäude aus dem 18. Jh. ist zweifellos die Mariä Himmelfahrtskathedrale im Kreml. Sie wurde in den Jahren 1762 – 1764 als Ersatz für die uralte, hölzerne Kirche errichtet. Den unbekanntesten Meistern gelang es, einen harmonischen Einklang aus Architektur, Malerei, Skulptur und Schnitzerei herzustellen. Einen bedeutenden Kunstwert verkörpern die vergoldete Ikonostase aus Holz und die Ikonen, die von Meistern aus Tula und Kaluga gemalt wurden.

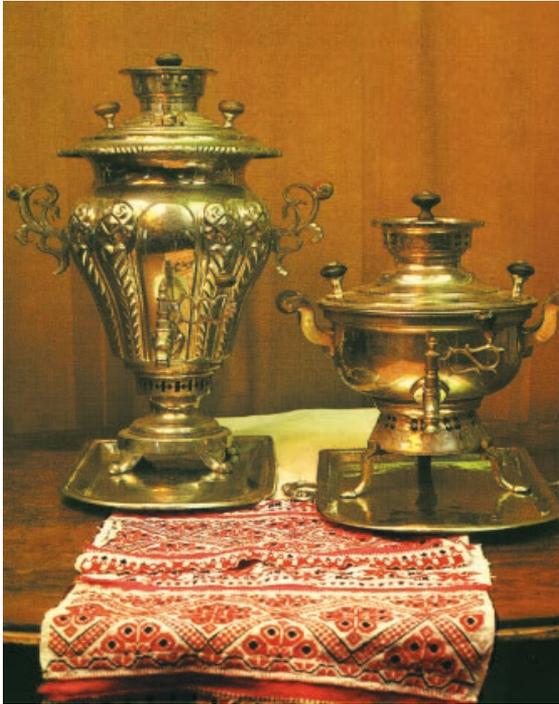
In zehn Jahren (1772 – 1776) wurde nach den Plänen des Architekten Prawe neben der Kremlkathedrale ein Glockenturm mit einer Höhe von 67 m errichtet. Von ihm aus führten sternförmig drei Hauptstraßen in die Stadt. Dieses wunderschöne Bauwerk wurde in Sowjetzeiten leider zerstört.

Als Katharina II das russische Verwaltungssystem zu ändern begann, teilte sie mit Erlass vom 7. November 1775 das Land in 50 Gouvernements. Tula war eines von ihnen. Es bestand seinerseits aus 12 Landkreisen. Diese Einteilung ist insgesamt bis heute gültig geblieben.

Die Samowarhersteller

Ursprünglich gingen alle Gewerbe in Tula von den Waffenschmiedern aus. So begann man die Herstellung der berühmten Lebkuchen, nachdem ein unbekannt gebliebener Schmied die Lebkuchenform erfunden hatte.

Die Fabrikation der Samoware begann im Jahr 1778 im Tulaer Stadtteil Saretschje, wo die Brüder Lisiziny die erste kleine Werkstatt eröffnet hatten. Die Herstellung war jedoch keine Neuerfindung, sondern war im Uralgebiet bereits in den dreißiger und vierziger Jahren des 18. Jh. bekannt. In dünn besiedelten Gegenden brauchte man einen „Topf“, in dem man alles kochen konnte: Tee ebenso wie Eier. Es gab auch einen besonderen Samowar bestehend aus drei Teilen, in dem man ein Mittagessen von drei Gängen kochen konnte.



Tulaer Samoware 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Im Jahre 1803 zählte die Werkstatt der Brüder Lisizy schon 26 Mitarbeiter. Sowohl die Vielfalt der Formen und Muster als auch der erschwingliche Preis trugen zu einer hohen Rentabilität bei. Immer mehr Betriebe, die Samoware herstellten, entstanden in Tula. Gab es Anfang des 19. Jh. acht Fabriken, die für das Inlands- und für das Auslandsgeschäft produzierten, so zählte Tula Ende des 19. Jh. schon 77 Samowarfabriken, in denen 1.362 Meister tätig waren.



Tulaer Geschenksamoware, Beginn des 20. Jahrhunderts.

Die weitere Industrialisierung und Mechanisierung

Noch ein weiterer Gewerbebereich wurde von einem Tulaer Waffenschmied entdeckt, nämlich der Harmonikabau. Auf einer Messe in Nischni Nowgorod hatte dieser Schmied die Harmonika kennen gelernt, brachte sie mit nach Tula und errichtete eine eigene Werkstatt, um das Instrument nachzubauen. Zu gleicher Zeit entstand eine weitere Harmonikafabrik mit 20 Beschäftigten. Die schönen Zierelemente und die Preiswürdigkeit der Tulaer Instrumente machten sie bald in anderen Städten beliebt. Selbst in Moskau und Nischni Nowgorod wurden sie gerne gekauft. 1870 erfand Belborodow die chromatische Harmonika, Tschulkow, der 1880 mit seinen 6 Söhnen eine eigene Werkstatt gegründet hatte, entwickelte sie weiter und erhielt als Auszeichnung eine goldene Medaille. Zwischen 1910 – 1912 arbeiteten in den Tulaer Harmonikawerkstätten 1.000 Meister. Die Harmonikaherstellung nahm hinter der Samowarproduktion den 2. Platz ein.

Eine Weiterentwicklung und Mechanisierung trat in der Waffenindustrie ein, als mit Mossins Erfindung 1891 die Massenproduktion der Flinte einsetzte.

Es ist nicht verwunderlich, dass Tula auf Grund der beschriebenen technischen und wirtschaftlichen Fortschritte bis zur Jahrhundertwende zu einem der wichtigsten Industriezentren Russlands wurde.

Tula am Vorabend der Revolution

Als im Jahre 1905 überall in Russland Aufstände aufflackerten, begannen im Oktober auch in Tula zahlreiche Streiks, an denen besonders die Bahn- und Telegraphenarbeiter beteiligt waren. Am 8. Oktober war das öffentliche Leben völlig lahmgelegt. Zwei Parteien standen einander gegenüber: die Revolutionäre und die Monarchisten. Am 20. Oktober gab es in der Hauptstraße, dem heutigen Leninprospekt, Kämpfe und Tote. Dann wurde die Ordnung wieder hergestellt.

Die Revolution

Im Februar 1917 begannen die Tulaer Werkstätigen ihren Aufstand früher, als es in Moskau und Peters-

burg der Fall war. Die Ereignisse wurden eingeleitet durch einen Streik der Waffenarbeiter, dessen Ursache der Mangel an Brot war.

Da griff General Tretjakow ein, schloss die Waffenfabrik, und entließ die Arbeiter. Danach stellte er neue ein, damit die Waffenproduktion fortgesetzt werden konnte. So endete der erste Streik.

Am 3. März verbreiteten Agitatoren in Tula Berichte über die Geschehnisse in Petersburg. Man bildete ein Komitee aus den verschiedenen Kräften: der Bourgeoisie, den Menschewiken und den Bolschewiken. Letztere ließen sogleich auch einen Arbeiter- und Soldatenrat wählen.

Zunächst herrschte ein Gleichgewicht der Kräfte zwischen Menschewiken und Bolschewiken. Als aber die Nachricht von der Oktoberrevolution eintraf, erhöhten die Bolschewiken ihren Einfluss und nahmen Verbindung mit Moskau auf. In Tula herrschte Mangel an Lebensmitteln, die Betriebe funktionierten nicht, und es wurden keine Löhne ausgezahlt. In dieser Lage übernahm der Rat der Arbeiter und Soldaten im Dezember die Macht, nachdem die Menschewiken ihre Mitarbeit aufgesagt hatten. Diese Entwicklung verlief parallel zu den Ereignissen in ganz Russland.

Im März 1918 befand sich Tula vollständig unter der Kontrolle der Bolschewiken, nachdem es dem neuen Regime lange Widerstand geleistet hatte.

Von der Inflation, die 1918 in ganz Russland ausbrach, wurde auch Tula betroffen. Um dem Hunger zu begegnen, enteigneten die Bolschewiken die Kulaken (wohlhabendere Bauern). Sie nahmen ihnen alle Lebensmittel und das Vieh weg. Aus den Kirchen raubten sie die Wertgegenstände. Am schlimmsten war die Situation im Sommer 1919. Die Bauern leisteten Widerstand, und in den Dörfern tobte der Bürgerkrieg.

Die wirtschaftliche Lage Tulas war zu dieser Zeit schlecht. Fabriken und Werke funktionierten nicht. Vor der Revolution hatte es 202 Betriebe gegeben, 1921 waren es nur noch 93. In der Waffenfabrik war noch ein Drittel der Arbeiter tätig. In der Landwirtschaft sah es ähnlich aus.

1920 erlaubte Lenin den Bauern wieder, freien Handel zu treiben. Das Ende dieser Politik kam mit Stalin, der eine neue Welle der Enteignung einleitete.

Stalin war es 1924 gelungen, Trotzki im Kampf um die Nachfolge Lenins auszuschalten. Seit 1927 war er absoluter Diktator der Sowjetunion. Stalins besonderes Ziel nach der Ausrottung des Bauerntums war die Kollektivierung und Industrialisierung der Landwirtschaft sowie die Umwandlung Russlands in einen Industriestaat mit hohem Rüstungspotential. Zur Verwirklichung sollten ab 1927 zwei Fünfjahrespläne dienen. In diesen Plänen spielte Tula eine besondere Rolle. Es sollte sich von der Stahlstadt Peters des Großen zur Metallurgiestadt entwickeln und so die metallurgische Basis für Russland begründen. 1931 wurde das Metallurgische Kombinat eröffnet. 1932 folgte der Bau des Chemischen Kombinats in Nowomoskowsk (bei Tula), des größten Betriebes seiner Art in der USSR, des Hüttenwerks in Tula und zweier Wärmekraftwerke. Man plante auch einen neuen Maschinenbaubetrieb, die Erschließung zweier neuer Gruben und die Modernisierung der Waffenfabrik.

Nicht alle Pläne konnten verwirklicht werden. Die schlechten wirtschaftlichen Bedingungen wurden noch durch unbegründete Repressalien erschwert. Es brach ein Massenterror aus, bei dem Tausende unschuldiger Menschen ums Leben kamen. Im April 1938 erschien eine Kommission des Zentralkomitees der KP in Tula, um nach Saboteuren zu suchen. Eine größere Gruppe hoher Parteifunktionäre wurde verhaftet. Insgesamt wurden etwa 1.000 Betriebsleiter bestraft. Gemäß dem Ziel der Fünfjahrespläne wurde nun auf Kosten des Verkaufs der Landwirtschaftsproduktion die Industrialisierung des Landes vorangetrieben.

Waren im Jahre 1924 fast 73 % des Einzelwarenumsatzes in Privathänden, so wurden 1927 79 % aller Industriegüter und 37 % der Bauernproduktion durch Konsumgenossenschaften vertrieben.

Trotz zäher Gegenwehr der Bauern entwickelte sich die Kollektivierung zur Staatspolitik. Es bestand nur die Alternative: kollektive Wirtschaft oder Verbannung nach Sibirien.

Im Gebiet Tula war die Kollektivierung erst im Jahre 1937 abgeschlossen. 228.100 Bauernhöfe verwandelten sich in 4.567 Kollektivwirtschaften, davon 112 Sowchosen.

Trotz aller Schwierigkeiten der Industrialisierung und Kollektivierung wuchs der Warenumsatz im Gebiet Tula. Allmählich entwickelte sich auch der Bau von Wohnungen und öffentlichen Gebäuden. 1938 wurde die Pädagogische Universität eröffnet. Im gleichen Jahr konnten 4 Theater ihrer Bestimmung übergeben werden: das Puppentheater, das Dramatheater und 2 Wandertheater für die Kolchosen und Sowchosen.

Der zweite Weltkrieg

Als am 22. Juni 1941 der deutsche Angriff auf die Sowjetunion begann, wurden bereits in den ersten Kriegstagen in Tula viele Männer zu den Waffen gerufen und in die 330. Schützendivision eingereiht. Ungefähr 5.000 Soldaten gingen später an die Front.

Im wirtschaftlichen Leben der Stadt gab es viele Veränderungen. Fast in allen Betrieben Tulas wurden Waffen hergestellt. In den ersten 3 Kriegsmonaten verdoppelte man die Waffenproduktion.

Im Herbst 1941 rückte die Kampffront nahe an Tula heran. Die Offensive „Taifun“ sollte den Angriff auf Moskau einleiten. Am 3. Oktober standen die deutschen Panzer in Orjol, und am 12. Oktober fiel Kaluga, das damals zum Gebiet Tula gehörte. Am 26. Oktober 1941 wurde über Tula der Belagerungszustand verhängt. Die Bevölkerung musste teilweise evakuiert werden. Die Belagerung Tulas dauerte 45 Tage. Mehrere Versuche des Generals Guderian, die Stadt einzunehmen, scheiterten. Die deutschen Truppen waren ge-

zwungen sich zurückzuziehen und konnten das Ziel der Operation „Taifun“, Moskau zu erobern, nicht erreichen.

Zum 35. Jubiläum seiner Verteidigung erhielt Tula daher im Jahre 1977 den Ehrentitel „Heldenstadt“. Tula trug schwer an den Kriegsfolgen. Viele Betriebe blieben bis zum Kriegsende evakuiert. Die Waffenproduktion für die Rote Armee jedoch wurde bereits im Frühjahr 1942 wieder aufgenommen. Stalin starb am 5. März 1953. Drei Jahre später wurden vom Obersten Gericht der USSR die unschuldig verurteilten Tulaer rehabilitiert, einige allerdings erst nach ihrem Tode.

Die Nachkriegszeit

Während der Chruschtschowzeit der 50iger und 60iger Jahre spielte die Schwerindustrie eine besondere Rolle.

In 3 Jahren des 6. Fünfjahresplanes wurden in Tula mehr als 60 neue Maschinenarten hergestellt, darunter Mähmaschinen, Waschmaschinen sowie Jagd- und Sportwaffen.

Nach dem neuen Siebenjahresplan wurde die Etappe der Vergrößerung der Kolchosen eingeleitet. In den 60iger Jahren blieben im Gebiet Tula nur 237 große Kolchosen bestehen.

Unter Chruschtschjows Regierung bekamen die Bauern mehr Freiheit. Sie erhielten endlich Pässe und einen stabilen Lohn. Auch wurden ihnen erstmalig Renten gezahlt. Andererseits vertrat Chruschtschow die Idee der Vernichtung des Privateigentums in den russischen Dörfern. Mittel



Die Suwarowskajastraße mit einstöckigen Holzhäusern Anfang des 20. Jahrhunderts.



Die gleiche Straße heute als eine der Hauptstraßen Tulas, die Krasnaarmeisky Avenue.

dazu war die enorme Besteuerung von Obstbäumen, Geflügel etc. Die Folge war eine neue Lebensmittelkrise, die Tula ebenso wie das übrige Russland heimsuchte.

Neue Entwicklungen Ende des 20. Jahrhunderts

Die Geschichte Tulas in den letzten 20 Jahren des Jahrhunderts spiegelt vielfach die politischen Ereignisse wider, die für ganz Russland Bedeutung hatten. (Gawril Tschudnow)⁶

Die Ära Gorbatschow mit Glasnost und Perestrojka ist bei vielen Tulaer Bürger nicht in guter Erinnerung geblieben, insbesondere wegen ihrer wirtschaftlichen Instabilität.

Zwei Ereignisse der 80iger Jahre sind erwähnenswert:

Anlässlich der Olympiade 1980 kam die Olympische Fackel nach Tula und wurde von den dortigen Sportlern weitergetragen.

Im gleichen Jahr beging Tula den 600. Jahrestag des Sieges über die Goldene Horde auf dem Kulikowo-Feld mit einer großartigen Feier.

Im April 1986 ereignete sich die Katastrophe von Tschernobyl, die schlimme Auswirkungen auch auf Tula hatte, da ein Teil seines Gebietes erheblich verstrahlt wurde.

Am 12. Juni 1991 fanden in Russland die ersten freien Präsidentschaftswahlen statt. 74,8 % der Bevölkerung Tulas stimmten für Boris Jelzin. Als im August 1991 eine Regierungskrise ausbrach, befand sich unter den Gegnern des neuen Präsidenten ein Mann, der auch heute noch als Politiker im Tulaer Gebiet eine große Rolle spielt, W. Starodubzew. Er war damals Vorsitzender der Lenin-Kolchose im Nowomoskowsk, wurde wegen der Teilnahme an dem Aufstand verhaftet und 1992 begnadigt. 1993 wählte man ihn zum Abgeordneten des Rates der russischen Föderation und im März 1997 wurde er Gouverneur des Gebietes Tula.

Im Frühjahr 2001 gelang ihm die Wiederwahl für eine 2. Amtsperiode.

Präsident Jelzin verfolgte während seiner Regierungszeit u. a. die Ziele der Demokratisierung des Landes und der Rehabilitierung der russisch-orthodoxen Kirche. So verabschiedete er 1991 ein

Gesetz, das der Kirche die Rückgabe der enteigneten Kirchengebäude und Einrichtungen zusicherte. In Tula wurden demgemäß im gleichen Jahr die Mariä Himmelfahrtskathedrale im Kreml und weitere Kirchen den Gemeinden wieder zur Verfügung gestellt. Heute sind von 70 Kirchen, die während der Sowjetzeit geschlossen wurden, 35 wieder intakt und werden für Gottesdienste genutzt.

Auch die 90iger Jahre waren für Russland und für Tula geprägt von inneren und äußeren Unruhen und von wirtschaftlichen Schwierigkeiten.

1994/95 wurden russische Truppen in Kämpfe in Tschetschenien verwickelt. Nach 5 Monate andauernden Kriegshandlungen kehrte das 51. Regiment nach Tula zurück und wurde für seine Tapferkeit ausgezeichnet. 2.000 Soldaten erhielten Medaillen, 4 Soldaten wurden zu Helden Russlands erklärt.

Der Sommer 1996 stand im Zeichen großer Feierlichkeiten für Tula, da das 850. Jubiläum seines Bestehens festlich begangen wurde. Jedoch konnte die Festfreude nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in der Stadt große wirtschaftliche Schwierigkeiten gab. Die Betriebe arbeiteten nicht voll, und insbesondere die Waffenindustrie funktionierte nur mit 10 % ihres Potentials. In den Jahren 1992 – 97 waren mehr als 70.000 Menschen arbeitslos geworden.

In dieser schlimmen Lage schlug am 17. August 1998 die Nachricht von der Finanzkrise und der Rubelabwertung in Russland wie ein Blitz in Tula ein. Eine große Anzahl kleinerer Firmen in seinem Gebiet brachen zusammen und mussten aufgeben. Inflationäre Tendenzen wirkten sich besonders auf den Nahrungsmittelmarkt aus und sind bis heute noch nicht überwunden.

Doch die Jahrhundertwende brachte nochmals eine Erfolgsmeldung für Tula: den Raumflug von Sergej Saljetin, gebürtig aus dem Tulaer Gebiet, am 4. April 2000. Vor ihm hatten bereits 3 Kosmonauten aus Tula und seiner Umgebung das All erobert.

Das heutige Tula mit seinen rund 600.000 Einwohnern ist nicht nur ein Industriezentrum sondern auch eine Kulturstadt mit ausgezeichneten Bildungseinrichtungen, Sammlungen und Mu-



Leo Tolstois Haus in Jasnaja Poljana nahe Tula.

seen. Der ehemalige Wohnsitz des großen russischen Schriftstellers Leo Tolstoj, das Gut Jasnaja Poljana, wird seit 1994 von Wladimir Tolstoj, dem Urenkel des Schriftstellers als Museum verwaltet und zieht zahlreiche Besucher aus nah und fern an. Weitere Sehenswürdigkeiten sind mit berühmten Namen wie Iwan Turgeneu, Wikenti Weressajew, Gleb Uspenskij, Wassilij Shukowski, Iwan Bolotnikow, Anführer des Bauernaufstandes und Wselewod Rudnew, Kommandeur des legendären Kreuzers „Warjag“ verbunden und spiegeln auf ihre Weise die Geschichte Tulas wider.

Der 855. Geburtstag der Stadt, der im Spätsommer 2001 gefeiert wurde, gab Gelegenheit, zurückzuschauen auf eine reiche Vergangenheit und mit Zuversicht vorwärts zu blicken auf eine gedeihliche Zukunft.

Literaturhinweise

(Übertragung aus dem Russischen):

- ¹ Geschichtsschreiber, † 552 schrieb eine Geschichte der Goten.
- ² † 562 berichtete als Augenzeuge von Belisars Kriegen gegen Perser, Wandalen und Ostgoten.
- ³ Geschichte der gesellschaftlichen Entwicklung des Tulaer Regierungsgebietes, Moskau 1832.
- ⁴ Der russische Staat von 1500 bis 1700, Moskau 1973.
- ⁵ Atlas des Tulaer Gebietes, geschichtlich-wirtschaftliche Übersicht, Tula 1996.
- ⁶ Geschichte des Tulaer Gebietes, Tula 2000.

Aus der Vereinsgeschichte

Geschichts- und Heimatverein älter als vermutet

1994 feierte der GHV das 25-jährige Vereinsjubiläum. Günter Rath als Erster Vorsitzender hatte hierzu auf der Jubiläumsveranstaltung am 2. Juni 1994 eine Rede gehalten. Wie aus seinem Munde zu erfahren war, erfolgte am 9. Juni 1969 in den Villingener Zeitungen der Aufruf geschichtsinteressierter Bürgerinnen und Bürger einen Geschichts- und Heimatverein „wieder neu zu begründen“. Die betreffende Gründungsversammlung fand dann am 16. Juni 1969 statt. Sie war einberufen worden von Uta Baumann, Dr. Wilhelm Binder, Wolfgang Blessing, **Hans Brüstle**, Dr. Josef Fuchs, Dr. August Kroneisen und den Geschwistern Frieda, Gertrud sowie Hildegard Heinzmann.

Doch – gab es denn nicht schon einen „Heimatverein?“ Und waren unter den obigen Namen nicht Personen, die diesem Verein angehörten? Tatsächlich ist hier exemplarisch Hans Brüstle zu nennen. Er wurde nämlich der Vorsitzende des „neuen“ Vereins. Inzwischen fanden sich hierzu ältere Hinweise: Nachdem es schon vor 1958 eine „Art des Heimatvereins als lose Vereinigung“ gegeben hatte, lud mit dieser Formulierung Johann Baptist Blessing (Oberhusbuer) am 8. März 1958 zu einer „Gründungsversammlung“ für den 12. März 1958, 20 Uhr, in das Hotel „Blume Post“ ein. Es sollte sich zunächst nur um einen kleinen Kreis von zehn geladenen Teilnehmern handeln. Ihre Namen:

Dr. Joh. Nep. Häßler, prakt. Arzt, Klosterring 2
Hans Brüstle, Hauptlehrer, Rote Gasse 15
Richard Fuhrer, Malermeister, Färberstraße 65
Hermann Grieshaber, Angestellter, Schützenstr. 9a
Josef Honold, Dipl.-Kaufmann, Niedere Straße 2
Wilhelm Kaiser, Mechaniker, Schulgasse 23
Heinrich Mauch, Postschaffner, Goethestraße 27
Kurt Müller, Rechtsanwalt, Wehrstraße 1
Hermann Neugart, Rentner, Kalkofenstraße 8

Hubert Schieber, Verwaltungsinspektor, Warenburgstraße 1

Zu dem vorgesehenen Zweck hatte Blessing „den Entwurf über die Niederschrift der Gründungsversammlung gefertigt, in dem die Satzung aufgenommen ist.“ Dieser Wortlaut des Satzungsentwurfs für einen eingetragenen Verein datiert vom 12. März 1958.

Zum „Zweck des Vereins“ heißt es darin:

§ 1 Der „Heimatverein“ Villingen erstrebt und fördert:

- a) die das Stadt- und Kreisgebiet berührenden Geschichtsquellen zu erforschen,
- b) die alten Bauwerke, insbesondere das geschichtliche Baubild, zu erhalten,
- c) die Volks- und Heimatkunde zu pflegen,
- d) die Familien- und Sippenforschung zu unterstützen.

§ 2 Mit seinem Wirken sollen vorwiegend:

- a) anregende und aufklärende Vorträge ermöglicht und vermittelt,
- b) einschlägiges Schrifttum verfasst und veröffentlicht und
- c) zweckverwandte Bestrebungen anderer Heimat- und Geschichtsvereine gefördert und unterstützt werden.

§ 3 der Satzung besagt „Der Verein führt den Namen ‚Heimatverein Villingen‘. Er ist in das Vereinsregister einzutragen...“.

Über die Aktivitäten ist heutzutage nur noch wenig bekannt, etwa die Anregung an Oberbürgermeister Severin Kern, den im 75. Lebensjahr als Archivar und Custos der Städtischen Sammlungen zurücktretenden Dr. Paul Revellio zu ehren (Anm.: Er wurde später Ehrenbürger der Stadt), verbunden mit einer Denkschrift zur künftigen Gestaltung und Entfaltung des Archivs und der Sammlungen. (Schreiben des „Heimatvereins e.V.“ vom Juni 1961. Da auf der Kopie die Absenderangabe

„Klosterring 3“ steht, müsste das Original die Unterschrift des Vorsitzenden Dr. Nepomuk Häßler getragen haben.)

Mit Briefkopf „Heimatverein e.V. Villingen-Schwenningen“ lud am 12. Juni 1961 der „stellvertretende Vorsitz“ Blessing die Mitglieder des Vorstandes und Beirats zu einer Zusammenkunft für den 15. Juni ein. Es ging dabei um die Konsultation der Stadt wegen der Benennung neuer Straßenzüge. Die angeschriebenen Personen waren: Dr. Nep. Häßler, Klosterring 2, Hans Brüstle, Rote Gasse 13, Richard Fuhrer, Färberstraße 65, Josef Honold, Niedere Straße 2, Wilhelm Kaiser, Schulgasse 23, Heinrich Mauch, Goethestraße 27, Hermann Neugart, Kalkofenstraße 8, Hubert Schieber, Warenburgstraße 12, Gustav Walzer, Neustadt/Schw., Bahnhofstraße 18, Erwin Kaiser, Hotel „Blume Post“, Bickenstraße 2. (In einem Anschlusschreiben vom 21.06.61 war Letzterer ausgelassen.)

Von diesen „Altmitgliedern“ gehörten dem „neuen“ Geschichts- und Heimatverein an: Hans Brüstle als **Vereinsvorsitzender**, Dr. Nep. Häßler als Ehrenmitglied, Hubert Schieber, Erwin Kaiser, Hermann Neugart – während die eventuelle Mitgliedschaft der übrigen nicht geprüft wurde.

Was der Verein an Aktivitäten einbrachte ist für die frühere Zeit nur über Hörensagen zu erfahren. Lediglich ein Schreiben des Bürgermeisteramtes vom 3. September 1962 an den Heimatverein bezeugt dessen Existenz weiterhin. Es ist zu vermuten, dass nach dem Tode von Joh. Baptist Blessing (1965) ein „Motor“ fehlte und die Aktivitäten erlahmten.

Ein Aufhören des Vereins im Sinne der satzungsgemäßen Auflösung ist jedenfalls nicht feststellbar. Als 1969 der „neue“ Verein aus der Taufe gehoben wurde, bot allein schon der Name Hans Brüstle, als dessen Erster Vorsitzender, die Gewähr für eine ungebrochene Kontinuität unter unveränderten Vorzeichen des Vereinszwecks. Es tauchen im Vorstand und dem Beirat allerdings neue Namen auf, wie schon weiter oben dargestellt. Zweiter Vor-

sitzender wurde Hermann Preiser, der nach dem Tode Brüstles 1976 über einige Jahre zur bindenden und gestaltenden Kraft wurde.

Gab es einen äußeren Anlass, ein Motiv der die „Neugründung“ stimulierte und in deren Folge 81 Personen spontan dem Verein beitraten? Es gab ihn, auch wenn er inzwischen in die scheinbare Bedeutungslosigkeit oder Vergessenheit abgetaucht ist: Es war die Zeit als das Großprojekt der Nachgrabungen am keltischen Fürstengrabhügel Magdalenenbergle 1969 in ein akutes Stadium trat. Professor Edward Sangmeister von der Universität Freiburg hatte sich entschlossen, den Anregungen der späteren Vereinsmitglieder Oberforstdirektor Dr. Rodenwaldt und Fabrikant Kuno Moser zu folgen und, in Ergänzung der Grabung von 1890, eine modernen Ansprüchen genügende Ausgrabung mit wissenschaftlicher Überwachung durchzuführen.

Vor einem mit Publikum vollbesetzten Saal im Alten Rathaus referierte vor dem Gemeinderat sein als Grabungsleiter vorgesehener Assistent Dr. Konrad Spindler. Es mobilisierten sich geschichtsinteressierte Bürger und das erklärt auch die Welle der Eintritte in den Geschichts- und Heimatverein. Während der folgenden Grabungen ab 1970 war der Verein in mehrfacher Hinsicht aktiv. Aber war es wirklich ein **neuer** Verein? Wir meinen, dass über die Kontinuität der maßgeblichen Personen zwischen „altem“ und „neuem“ Verein in der Sache kein Unterschied zu machen ist, es sei denn, man würde den „juristischen Maßstab“ einer „Neugründung“ anlegen, d.h. dass der „neue“ Verein sich eine „neue“ Satzung zulegte. Es scheint uns angebracht weder von einer Gründung noch einer Neugründung sondern von einer **Neubelebung** des Heimatvereins, der sich jetzt „Geschichts- und Heimatverein“ nannte, zu sprechen.

Kann man sich auf diese Interpretation verständigen, dann ist das Alter des Geschichts- und Heimatvereins Villingen über die Kontinuität von Personen und der Sache zumindest auf das Jahr des allerersten Satzungsbeschlusses zu datieren, d.h. auf das Jahr 1958. Das „25. Jubiläumsjahr 1994“ würde dann zum 36. und das Jahr 2002 zum 44. Jahr der Gründung.

Zahlreiche Vorträge, Veranstaltungen und Exkursionen bestimmten das Vereinsjahr 2001. Ein Besuch bei der **Beuys-Ausstellung** in der Städtischen Galerie in Schwenningen eröffnete den Reigen im Jahresprogramm.

Im vollbesetzten St.-Georgs-Saal des Münsterzentrums zeigte uns **Manfred Merz** „Die Tracht der Altvillingerin“ in einem Diavortrag. Die Jahreshauptversammlung bestätigte Vorstandschaft und Beirat und verabschiedete die neue Satzung. Am 15. März besuchten mehr als 50 Mitglieder das **Archäologische Landesmuseum** in Konstanz. Am Abend waren wir Gast des **Südkurier**.

Stadtplanerische Perspektiven in der Villinger Innenstadt zeichnete uns der Leiter des Amtes für

Stadtentwicklung, **Dr. Ruther-Mehlis** auf. **Schloss Langenstein** und die kompetente Führung von Kreisarchivar a.D. **Dr. Franz Götz** war nicht nur für die Anhänger der Villinger Fasnet ein Erlebnis. Gestenreich, humorvoll und mit markanter Stimme zeichnete er ein lebendiges Bild der rund 450-jährigen Familiengeschichte der Schlossbewohner. Abgerundet wurde diese Tagesexkursion durch eine Besichtigung von **Schloss Salem** und eine Führung **Werner Hugers** im **Überlinger Münster**, der durch seine jahrelange berufliche Tätigkeit in diesem Raum mit Land, Leuten und ihrer Historie bestens vertraut ist. Professor **Messerli** führte uns am 17. Mai durch das Uhrenmuseum in Furtwangen. Vom 4. - 9. Juni starteten



Zu den Höhepunkten im Vereinsjahr 2001 gehörte die Sonder-Exkursion nach Italien. Zum Bild mit allen 89 Teilnehmern reichte nicht einmal der Markusplatz in Venedig aus. Aber es waren schon eine ganze Menge Villinger, die sich an der von Tauben bevölkerten weltbekannten Piazza vor dem Markusdom am Fuße des Campanile zum Gruppenfoto versammelten.

89 Teilnehmer in zwei Omnibussen zu einer Sonderexkursion nach **Padua und Venedig**, um Veneziens Kultur in Augenschein zu nehmen. Die ummauerten Städte Este und Montagnana gehörten ebenso zum Besuchsprogramm wie die Brentavillen, die wir per Schiff ansteuerten. Das schön gelegene Hotel rundete mit guter Unterkunft und Verpflegung diese Reise bestens ab. Am Montag 11. Juni startete **Adolf Schleicher** mit mehr als 50 Frühaufstehern zur Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg. **Heinrich Adrion** referierte über eine beeindruckende Predigt aus Stein und lüftete mit seinem Vortrag über Conrad Rötlin das Geheimnis um die Villingener Münsterkanzle. Eine Historie mit Histörchen bot uns **Adolf Schleicher** mit seinem etwas anderen Stadtbummel durch Villingen.

Wie jedes Jahr war auch 2001 Finanzpräsident **Dieter Hauffe** wieder ein Renner. Bereits die fünfte Exkursion unter seiner Führung, diesmal in Oberschwaben, war wieder der erwartete Magnet. Auf den Spuren des oberschwäbischen Barock besichtigten wir die Basilika in Weingarten, gerne als schwäbischer St. Peter bezeichnet, das Montfort Schloss in Tettngang und das Meersburger Schloss. Die **Jahresexkursion nach Erfurt, Weimar und Quedlinburg** Ende August war nicht nur ein Brückenschlag in die neuen Bundesländer, sondern ließ uns auch viele, bisher nicht bekannte Ein-



Auf Spuren Villingener Geschichte wandelten die Teilnehmer an der Jahresexkursion in der alten Kaiserstadt Quedlinburg, die zum Weltkulturerbe der UNESCO gehört. Vor dem historischen Rathaus entstand dieses Bild.



Ein besonderes Erlebnis war bei der Jahresexkursion nach Erfurt, Weimar und Quedlinburg der Empfang mit Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel in der Staatskanzlei des Freistaates Thüringen.

drücke gewinnen und wichtige Spuren deutscher Geschichte vorfinden. Verbindungen zur eigenen – Villingener – Geschichte erfuhren über 60 Teilnehmer in Quedlinburg, wo unter anderem Otto III. von seiner Mutter Theophanu erzogen wurde. Ein weiterer Höhepunkt dieser Reise war sicherlich auch der Empfang in der Thüringer Staatskanzlei durch Ministerpräsident Bernhard Vogel.

Am 6. September führte uns **Dr. Anita Auer** auf einem ausgewählten Rundgang durch das Franziskanermuseum. **Dekan Treiber** berichtete in seinem Vortrag über den Übergang des Benediktiner-Klosters St. Georgen nach Villingen. Im Oktober zeigte uns **Ingeborg Kottmann** das Uhrenindustriemuseum in Schwenningen.

Unter der bewährten Führung von **Barbara Eichholtz** besichtigten wir schließlich auf einer Exkursion nach München die Alte Pinakothek, das Lenbachhaus und die Schatzkammer der Residenz, besuchten mit der Theatiner-, der Michaels- und der Frauenkirche drei bedeutende Gotteshäuser der bayerischen Hauptstadt und hatten auch noch Zeit, die lukullischen Kostbarkeiten Münchens zu genießen.

Hartmut Jung zeigte uns in einer Sonderveranstaltung beeindruckende Dias seiner Reise „Von Moskau nach Peking durch Zentralasien“.

Einen würdigen Abschluss des Jahres bildete der Besinnliche Abend im Hotel Diegner.

Unsere Autoren

Dr. Anita Auer M.A., geboren 1961 in Säckingen, studierte Kunstgeschichte und Germanistik in Heidelberg und Stuttgart, Magisterarbeit über klassizistische Damenmode in Baden und Württemberg, Dissertation über einen Modeschöpfer des 20. Jahrhunderts. Verschiedene Werkverträge am Württembergischen Landesmuseum Stuttgart und am Ulmer Museum. Seit 1991 wissenschaftliche Mitarbeit am Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen. Zweite Vorsitzende des Fördervereins Kulturzentrum Franziskaner. Seit 2000 Museumsleitung gemeinsam mit Dr. Michael Hütt. Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg im Bereich Modegeschichte.

Wolfgang Bräun, Dipl.-Volkswirt, Jahrgang 1949. Abitur an der damaligen Wirtschaftsoberschule, Studium der Volkswirtschaft mit Ökonomie und Statistik in Freiburg. Seit 1973 Lehrer am Wirtschaftsgymnasium Villingen, wo er als Oberstudienrat unterrichtet. 1988 Broschüre zum 100-jährigen Aussichtsturm. Journalistische Beiträge in den Tageszeitungen, Gedichte, Vorträge und populär beschriebene Stadtgeschichte Villingens.

Hermann Colli, Journalist, geboren 1934 in Warburg in Westfalen, kam 1957 nach Villingen. Redakteur beim Südkurier und Schwarzwälder Bote, seit 1996 im Ruhestand. Heute freier Mitarbeiter. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen, zuständig für Presse und Öffentlichkeitsarbeit.

Barbara Eichholtz, geboren 1943 in Berlin, Studium der Kunstgeschichte, Germanistik, Musikwissenschaft u. a. in München, Göttingen und Freiburg.

Konrad Flöß, Architekt seit 1976. Freier Architekt und Bausachverständiger seit 1985, Schwerpunkt Altbausanierung. Jahrgang 1945, geboren in Villingen. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins.

Gerhard Graf, 1941 in Villingen geboren, wohnt seit 1953 in Karlsruhe, war 37 Jahre bei der DB beschäftigt, zuletzt, bis zu seiner Pensionierung als Hauptgruppenleiter im Gleisbauhof der Bundesbahndirektion Karlsruhe tätig, Mitglied im GHV Villingen.

Gerhard Hauser, Jahrgang 1963, arbeitet als Redakteur beim Südkurier in Villingen. Er studierte Geschichte und Philosophie in Konstanz, Tübingen und Göttingen.

Thomas Herzog-Singer, Fotograf, geboren 1961 in Villingen, ist Autor zahlreicher Audio-Vision Produktionen und Dokumentationen, darunter die Show „Civitas Villingen“, die anlässlich der 1000 Jahr-Feier hergestellt wurde.

Werner Huger, geboren und aufgewachsen in Villingen, Jahrgang 1931, Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Literaturgeschichte, Diplomhandelslehrer, Oberstudiendirektor i. R., bis 1990 Erster Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, seit 1993 Ehrenmitglied.

Dr. Marianne Kriesche, geboren 1931 in Oepeln/Schlesien, lebte nach der Vertreibung in Zittau/Sachsen und legte dort das Abitur ab. Danach Studium der Philologie: Englisch, Geschichte, Latein in Freiburg und München, Staatsexamen. Lektorin an der University of Wales in Cardiff. Ab 1960 Lehrtätigkeit in Villingen, 1963 Promotion. Von 1972 bis 1978 Lehrbeauftragte am Seminar für Studienreferendare in Rottweil. Von 1978 bis 1996 Oberstudiendirektorin und Leiterin des Gymnasiums am Hoptbühl in Villingen. Seit 1996 Gastprofessorin an der Universität Tula/Russland. Seit etwa 40 Jahren Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Joachim Müller, geb. 1962 in Villingen, Abitur am Hoptbühlgymnasium, Architekturstudium in Stuttgart / Diplom 1987, seit 1994 Freier Architekt in Villingen. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins.

Günter Rath, Jahrgang 1948, Studium der Anglistik, Geschichte und Politik, Lehrer am Wirtschaftsgymnasium, 1991–1996 Referent im Staatsministerium, seit 1997 im Kultusministerium von Baden-Württemberg. 1991–1992 Zweiter Vorsitzender, seit 1992 Erster Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Isabel Schaeffer, geboren 1969 in Kassel (Hessen). Studium der Germanistik und Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Zulassungsarbeit zum 1. Staatsexamen zum Thema „Die Pestflucht der Universität Freiburg nach Villingen“. Seit 2000 Lehrerin für Deutsch und Geschichte an den Kaufmännischen Schulen I in VS-Villingen.

Klaus Walz, geb. 1924 in Oberkirch, seit 1934 in Villingen, ab 1954 eigene Kunstschmiedewerkstatt. Malt jetzt im Unruhestand Aquarelle und schmiedet Verse. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins.

Andreas Wende, wohnhaft in Villingen, M.A., Jahrgang 1953, Studium Germanistik und Geschichte an der Universität Freiburg, arbeitet seit vier Jahren als Redakteur in der Lokalredaktion Schwarzwälder Bote in Villingen-Schwenningen. War in der gleicher Position vorher in Donaueschingen tätig.

Claudia Wildi, geb. 1969, Abitur am Wirtschaftsgymnasium VS, Studium der Betriebswirtschaft, seit 1998 Schriftführerin unseres Vereins.